ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA

Beiträge zur Paläanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs

Herausgegeben
vom
Anthropologischen Institut
und
Urgeschichtlichen Institut
der
Universität Wien

Schriftleitung:
RICHARD PITTIONI
Wien

Heft 14

Wien
FRANZ DEUTICKE
1954

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1954 by Franz Deuticke, Wien.
Verlags-Nr. 4224.

Printed in Austria

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Hell, Martin, Salzburg in vollneolithischer Zeit, die Münchshöferkultur . . . 11

Kleemann, Otto, Eine neue Verbreitungskarte der Spangenbarren 68

Kloiber, Ämilian, siehe Stroh, Franz 35

Mayrhofer, Josef, Robert, Mineralogische Beobachtungen zum „Plateaulehmpaläolithikum" auf den Hochflächen beiderseits der oberen Taffa (westlich Horn, N.-Ö.) 1

Noll, Rudolf, Zur Vorgeschichte der Markomannenkriege 43

Pittioni, Richard, Urgeschichte und Völkerkunde 78

Pittioni, Richard, Adolf Hild † 90

Stroh, Franz, Ein Münchshöfener Grab in Ufer bei Ebelsberg, Oberösterreich, mit einem anthropologischen Beitrag von Ä. Kloiber 35

Kleine Mitteilungen:

Hell, Martin, Farbige Glasringperlen aus Oberösterreich und Salzburg (Schnellfingerl) 84

Mitscha-Märheim, Herbert, Zwei unveröffentlichte langobardische Gefäße aus Baumgarten a. d. March, N.-Ö. 88

Besprechungen 91

Mineralogische Beobachtungen zum „Plateaulehmpaläolithikum" auf den Hochflächen beiderseits der oberen Taffa (westl. Horn, N.-Ö.).

Von Robert Josef Mayrhofer, Wien.

In den Kulturberichten von Niederösterreich berichtet F. Hampl (2/39) über Funde von Steinwerkzeugen aus dem sogenannten „Plateaulehmpaläolithikum", die der Lehrer K. Dörr aus Lichtenau, Bez. Krems, auf Äckern zwischen Lichtenau, Brunn am Walde und Reisling machte. Nach R. Pittioni (6/134) wurden die ersten Funde dieser Art von F. Kiessling 1893 bis 1912 auf dem Hochplateau von Drosendorf in der Umgebung der Orte Thürnau, Autendorf, Trabersdorf, Nonndorf, Elsern, Eibenstein, Zettlitz und Zissersdorf gemacht. Nach E. Beninger (cit. in 6/134, 135) sind sie auch in Pingendorf, Unter-Thumeritz, Luden-Fratting und Zettenreith zu verzeichnen. Unter den so bekanntgewordenen Fundplätzen liegen die Dörr'schen am südlichsten im n.ö. Waldviertel.

Mit dem Bekanntwerden dieser neuen Fundplätze sollen nun auch die von R. J. Mayrhofer am Südrand des westlichen Horner Beckens, beiderseits der oberen Taffa, 1930 bis 1933 gemachten gleichartigen Funde festgehalten werden, zumal sie die Lücke schließen zwischen den Drosendorfer und Lichtenauer Funden. Das aufgelesene Material ist im n.ö. Landesmuseum deponiert und bis heute noch nicht urgeschichtlich bearbeitet. Seine Auffindung erfolgte bei der mineralogischen Begehung und Untersuchung der Serpentinzüge im Raume Altenburg—Steinegg—Ramsau, wobei es neben zahlreichen Mineralstufen von Zersetzungsprodukten des Serpentins (Eisenkiesel, Hornstein, Jaspis, Chalzedon und Halbopal) mit aufgelesen wurde, da mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen wurde, daß gewisse Kieselsäureausscheidungen als Rohstoffe zur Herstellung dieser Steingeräte Verwendung fanden. Da die wissenschaftlichen Grundlagen für vergleichende mineralogische Arbeiten aber erst nach genauen Untersuchungen der Serpentine des ganzen östlichen Waldviertels gegeben sind — solche aber bis heute noch nicht erfolgten — unterblieb auch die mineralogische Bearbeitung des Sammelmaterials. Wohl hat H. Leitmeier (4/366) bei seinen mineralogischen Untersuchungen an den Werkzeugen von Willendorf das Mayrhofer'sche Sammelmaterial am n.ö. Landesmuseum durchgesehen und das Material der gelben Willendorfer Artefakte mit dem gelben Material des Horner Beckens verglichen, wobei er auch auf die Wahrscheinlichkeit der Abstammung der Horner Artefakte von Zersetzungs-

produkten der dortigen Serpentine hinwies. Auch die Fundlokalitäten um Drosendorf und Lichtenau liegen in serpentinführenden Gebieten. Im folgenden sollen nun die von mir im Horner Fundgebiet ehemals gemachten, lokalen mineralogischen Beobachtungen als Beitrag zum Problem der Herkunft des Rohstoffes aufgezeigt und die Fundorte der urzeitlichen Steingeräte im westlichen Horner Becken beschrieben werden.

Mineralogisch ist voranzustellen, daß die Waldviertler Serpentine sich vom Olivin (Granat-, Bronzit- und Amphibololivin) ableiten. Daher führen sie auch neben mikroskopischen Olivinresten gelegentlich makroskopischen Granat (Pyrop), Bronzit oder Amphibol als Gemengteile. Bei der Umwandlung von Olivin zum Serpentin bilden sich die den Serpentin netzartig durchsetzenden Ausscheidungen von dichtem Magnesit nach dem Schema (7/105):

$$\underset{\text{Olivin}}{2\,[2\,MgO\,.\,SiO_2]} + 2\,H_2O + CO_2 = \underset{\text{Serpentin}}{3\,MgO\,.\,2\,SiO_2\,.\,2\,H_2O} + \underset{\text{Magnesit}}{MgO\,.\,CO_2}$$

Die Eisenkomponente des Olivins (Fayalit) liefert unter dem Einfluß sauerstoffhältiger Tagwässer Magnetit und freie Kieselsäure (7/56).

$$\underset{\text{Fayalit}}{3\,[2\,FeO\,.\,SiO_2]} + x\,H_2O + O_2 = \underset{\text{Magnetit}}{2\,Fe_3O_4} + \underset{\substack{\text{Kieselsäure-}\\\text{Ausscheidungen}}}{[3\,SiO_2 + x\,H_2O]}$$

Die Kieselsäure erscheint dann als Quarz, Eisenkiesel, Hornstein, Jaspis, Chalzedon und Opal, als oft einziges Anzeichen für den unter dem Deckenlehm liegenden Serpentin.

Die geologische Karte (Blatt Horn) verzeichnet neben anderen, bloß an drei Stellen am Südrande des westlichen Horner Beckens Serpentinvorkommen:

1. Ein Serpentinzug streicht von Etzmannsdorf über Wanzenau nach Steinegg und von dort zur Reithmühle, wo er vom Kamp durchschnitten wird (1/11). Seine Fortsetzung am anderen Ufer endigt bei Krug. An mehreren Stellen dieses Zuges (Etzmannsdorf, Wanzenau, Brünnelleiten, Reithmühle und Krug) treten Quarz, Hornstein, Chalzedon, stellenweise Halbopal und dichter Magnesit auf. Ein kleines Serpentinvorkommen liegt nordöstlich von Kote 485, nördlich von Steinegg.

2. Ein zweiter Serpentinzug deutet sich in den massenhaft auftretenden Kieselausscheidungen auf den Feldern zwischen Burgerwiesen und Mühlfeld an. Gelegentlich wurde bei Grundaushebungen am Nordwestende von Altenburg stark zersetzter granatführender Serpentin angetroffen. A. Himmelbauer (3/32, 37) fand dort neben Eklogit den in Schollen aufgelösten Bronzitolivinfels mit Anthophyllit und Anomit. Reichliche Kieselsäureausscheidungen finden sich auf den Feldern östlich und westlich von Altenburg. Weiter im Westen verschwinden sie und erst nördlich von Fuglau treten sie abermals auf, wo sie meist auf Feldrainen zusammengetragen anzutreffen sind. Letztmalig erscheinen sie am Waldesboden an der Straße von Fuglau nach Gobelsdorf.

3. Ein weiteres Serpentinvorkommen, das an seiner Ostgrenze von Kieselsäuremassen begleitet wird, zieht sich von Wegscheid am Kamp nach Norden bis zur Kote 474.

Neben diesen Kieselgesteinen wurden erwiesenermaßen auch die in den dortigen Graphitlagern auftretenden Jaspise zur Herstellung von Steingeräten verwendet. Es handelt sich dabei um natürlich temperaturveränderte und dabei zu „Porzellanjaspis" gefrittete Tonsubstanzen von leberbrauner Farbe mit einer schwarzen Oberflächenschichte (M/300). Das Mineral tritt im untersuchten Gebiet in den Graphitlagern und ihren Ausbissen von Röhrenbach und Feinfeld (7/57) auf und ist wegen seiner schwarzen glänzenden Matrix derart charakteristisch, daß es immer leicht zu identifizieren ist. Jaspis dieser Art wurde in den Brandgruben der Lengyelstufe — die rein fundmäßig im untersuchten Gebiet mit dem Plateaulehmpaläolithikum meist vergesellschaftet sind — im bearbeiteten Zustand neben anderen Kieselgesteinen von Chalzedoncharakter nachgewiesen (Seite 8). Auffällig dabei war die große Ähnlichkeit der Artefakttypen mit denen des Plateaulehmpaläolithikums, über deren zeitliche Beziehungen die Urgeschichte als die dazu Berufene zu entscheiden hat.

Die erste Beschreibung der untersuchten Kieselsäureausscheidungen nach Serpentin findet sich im mineralogischen Taschenbuch von A. Stütz (8/314, 315). Unter den mannigfaltigen Kieselsäuregesteinen auf den drei genannten Serpentinzügen lassen sich — nach ihrem äußeren Habitus — zwei dominante Ausbildungsformen (5/78) erkennen, wozu noch ein Typus hinzukommt, der bisher noch nicht anstehend beobachtet werden konnte, der aber wahrscheinlich lokal den Rohstoff lieferte zur Herstellung der beingelben Artefakte des Plateaulehmpaläolithikums. Beobachtet wurden:

a) Zellige, meist braune Massen (zum größten Teil aus Eisenkiesel bestehend) mit körnigem und rauhem Bruch und unförmlicher Gestalt.

Sie erscheinen im Deckenlehm auf den Serpentinzügen in recht ansehnlichen Gesteinsmassen, oft treten sie blockbildend auf und werden dann aus der Ackererde ausgehoben und auf Feldrainen deponiert (Abb. 1). Das Gestein zeigt kompaktere Partien mit eingeschlossenen Serpentinresten neben zellig ausgebildeten, in welchen häufig kleine wasserklare Quarzkriställchen sitzen. Der Bruch ist rauh, die Bruchkanten undurchscheinend. Selten ist violetter Granat im Kieselgestein eingesprengt, oft erfüllen ockerige Massen die zellenartigen Löcher des Gesteines (Mineralproben am nö. Landesmuseum Inv.-Nr. M/233, 234, 235, 236, 237). Man findet diese Art der Kieselsäureausscheidungen auf allen Serpentinzügen im untersuchten Gebiet. Gesteinsblöcke dieser Art wurden ehemals zum Bau der Wasserkunst im Schloß Greillenstein verwendet. Zur Herstellung von Steinwerkzeugen sind sie ungeeignet.

b) Dichte gras- bis dunkellauchgrüne, oft gelbe bis braunrote, faust- bis kopfgroße, knollige chalzedonreiche Bildungen von körnigem bis flachmuscheligem Bruch.

Dieser Typus unterscheidet sich von a) durch seine Ausbildung in Form und Größe, besonders aber im stellenweisen Auftreten des flachmuscheligen Bruches, der besonders an den dunkelgrünen und braunroten Varietäten auftritt. Alle hieher zu rechnenden Bildungen zeigen vorwaltend Chalzedoncharakter. Sie treten besonders auf den Feldern um das Nordwestende von Altenburg auf. Beobachtet wurden dort:

α) Sehr zähe und harte meist grasgrüne Knollen mit körnigem und kantendurchscheinenden Bruch. Risse im Gestein sind von graugrünen zersetzten Anomitblättchen erfüllt (M/321, 323).

β) Knollige Bildungen von braungrüner (M/324) bis olivgrüner (M/328) Farbe mit muscheligem und kantendurchscheinendem Bruch. Manche Abarten zeigen alle möglichen Übergänge zum braun- bis blutroten Carneol mit traubiger Oberfläche. Auch hier tritt Anomit häufiger als Begleiter auf.

γ) Knollige Bildungen, die oberflächlich von einer 1 cm dicken Rinde ehemaliger Antophyllitnadeln eingehüllt werden. Das Innere ist rot, feinporig und geht gegen die Mitte in einen flachmuschelig brechenden roten Carneolkern über (M/330, 331, 332). Alle unter b) genannten Formen stammen zweifellos von dem in Schollen aufgelösten Olivinfels ab.



Abb. 1. Mahrersdorf bei Horn, N.-Ö. Anstehende Kieselsäureausscheidungen nach Serpentin. phot. R. J. Mayrhofer.

Die knolligen Formen wurden nach dem Ackern aus dem Deckenlehm ausgeklaubt und mit Vorliebe als Schottermaterial zur Instandhaltung der Feldwege verwendet, wo sie besonders nach dem Regen sichtbar werden. Man findet sie am Feldweg vom Bildstock am Nordwestende von Altenburg zum Klosterteich (Heidenteich), ferner am Feldweg vom Heidenteich nach Gobelsdorf und am Fahrweg, der von der Straßenabzweigung Altenburg—Mahrersdorf und Altenburg—Burgstall gegen die Kote 378 (westl. v. Strögen) führt.

Die flachmuschelig brechenden Anteile dieser Kieselsäureausscheidungen haben mit großer Wahrscheinlichkeit zur Herstellung von Steingeräten Verwendung gefunden, denn in den dortigen Abfallgruben der Lengyelkultur fanden sich neben Serpentinbeil-

und Keramikbruchstücken auch Artefakte aus ähnlichen Chalzedongesteinen und solche aus leberbraunem Porzellanjaspis (Seite 8). Doch haben diese Materialien noch immer keine Ähnlichkeit mit dem „beingelben Material des Plateaulehmpaläolithikums", das mineralogisch nur unter gewissen Einschränkungen als „Hornstein" bezeichnet werden kann, da es häufig alle Übergänge vom Eisenkiesel über den Hornstein zum Chalzedon, ja selbst bis zum Halbopal zeigt.

c) Obwohl die Abstammung der Typen a) und b) vom Serpentin durch ihre geologische Position als auch durch ihre paragenetischen Begleiter gesichert ist, konnte trotz eingehender Bemühungen das beingelbe Material des Plateaulehmpaläolithikums im untersuchten Serpentingebiet bis jetzt noch nicht anstehend aufgefunden werden, trotz der Wahrscheinlichkeit, daß es mineralgenetisch zum Serpentin gehört. Es wurde eben noch nicht aufgefunden, da Aufschlüsse im kultivierten Gebiet fehlen und so hatte auch das Befragen von Straßeneinräumern, Forstleuten und Grundbesitzern um Angaben über das örtliche Auftreten größerer Massen des beingelben Materials keinen Erfolg. Bisher konnte es nur in Bruchstücken und als Artefakt im Deckenlehm des Ackerbodens aufgefunden werden. Bloß einmal glückte die Auffindung eines größeren Blockes $30 \times 30 \times 60$ cm von annähernd prismatischer Gestalt mit parallelen Absonderungsflächen. Es hat den Anschein, als dürfte dieses Kieselgestein von einer Kluftausfüllung herrühren. Außerdem fand sich der Block freiliegend auf einer Hutweide in unmittelbarer Nähe der Straßenabzweigung Altenburg—Mahrersdorf und Altenburg—Burgstall, wo er vermutlich dorthin gebracht wurde.

Besonders auffällig an diesem Gestein ist der splitterig-flachmuschelige Bruch. Bei geeigneter Hammerführung gestattete das Material (M/333) die Absplissung handflächengroßer, kartondünner Scheiben mit messerscharfen Rändern. Die Oberfläche des Blockes hatte beingelbe Farbe, obwohl die unmittelbar darunter liegenden Partien stellenweise fast weiß waren (Abb. 2). Weiter gegen das Innere geht das Material in graugelben Hornstein über. Von der Oberfläche dringen büschelartig zarte schwarze Dendriten ungefähr 5 mm tief in das Kieselgestein ein, was der Annahme einer Kluft- oder Schichtfläche auch entsprechen würde. Auch auf Sprüngen im Gestein treten rotbraune Dendriten auf. Im hornsteinartigen Anteil finden sich punktförmige helle Stellen und stellenweise allmähliche Übergänge in kastanienbraunen Chalzedon, der dann in größeren Partien auftritt. Gelegentlich treten im Hornsteinanteil zerborstene Stellen auf, die mit weißer amorpher Kieselsäure durchtränkt sind. Sporadisch erweitern sich die punktförmigen Aufhellungen zu röhrenartigen 1 mm weiten Kanälen, die nur einige Millimeter tief sind und deren Wandungen von kleinen Bergkristallen überzogen sind. Stellenweise war die Oberfläche des Blockes zerborsten, so daß man, um zum bearbeitbaren Kern zu gelangen, Oberflächenanteile abschlagen muß. Die genannten makroskopischen Merkmale dieses Kieselgesteins treten sowohl an den Artefakten als auch an den aufgesammelten Abschlägen auf.

Zu bemerken ist, daß die Gesteinsbruchstücke und Artefakte im allgemeinen nur auf bestimmten Stellen des Ackerbodens zu finden sind, die sich im untersuchten Gebiet meist in oberflächennahen Bodenschichten kreisförmig um die Brand- oder Abfallgruben

der Lengyelkultur anordnen, wo sie vermutlich durch den Pflug auf größere Flächen zerstreut wurden. An einer Fundstelle (4^b) — sie wird im nachfolgenden Fundbericht näher beschrieben — treten die Abschläge so zahlreich auf, daß man annehmen muß, daß dort das Kieselgestein zugerichtet oder gebrochen wurde. Pingenartige Vertiefungen in der Nähe deuten dort auf alte Einbaue. Speziell an dieser Stelle müßten mineralogische und urgeschichtliche Untersuchungen erfolgen, die möglicherweise zur Frage der Herkunft des beingelben Materials im Horner Becken noch Überraschungen bringen könnten.



Abb. 2. Altenburg bei Horn, N.-Ö. Der Rohstoff des Plateaulehmpaläolithikums.
phot. K. Insinger.

Die Fundplätze des gelben Materials liegen im westlichen Horner Becken, am Hochplateau beiderseits der Taffa (Abb. 3) auf Äckern der Gemeinden Groß-Burgstall (1), Mahrersdorf (2), Fuglau (3), Feinfeld (4^a, 4^b), Röhrenbach (5), Winkel (6) und Altenburg (7). Die Fundplätze 8 (Feinfeld) und 9 (Fuglau) sind noch eingehender zu begehen. Bei den wiederholten Besuchen der Fundplätze in den Jahren 1930 bis 1933 konnten über 1000 Kieselgesteinsbruchstücke aufgelesen werden.

Im folgenden gebe ich eine nähere Beschreibung der einzelnen Fundplätze des gelben Steinmaterials (Abschläge und Artefakte). Die damaligen Grundbesitzer der Fundgebiete sind nach Möglichkeit dem jeweiligen Parzellenprotokoll entnommen. Die angeführten Zahlen beziehen sich auf die Parzellennummern. Im einzelnen ist zu bemerken:

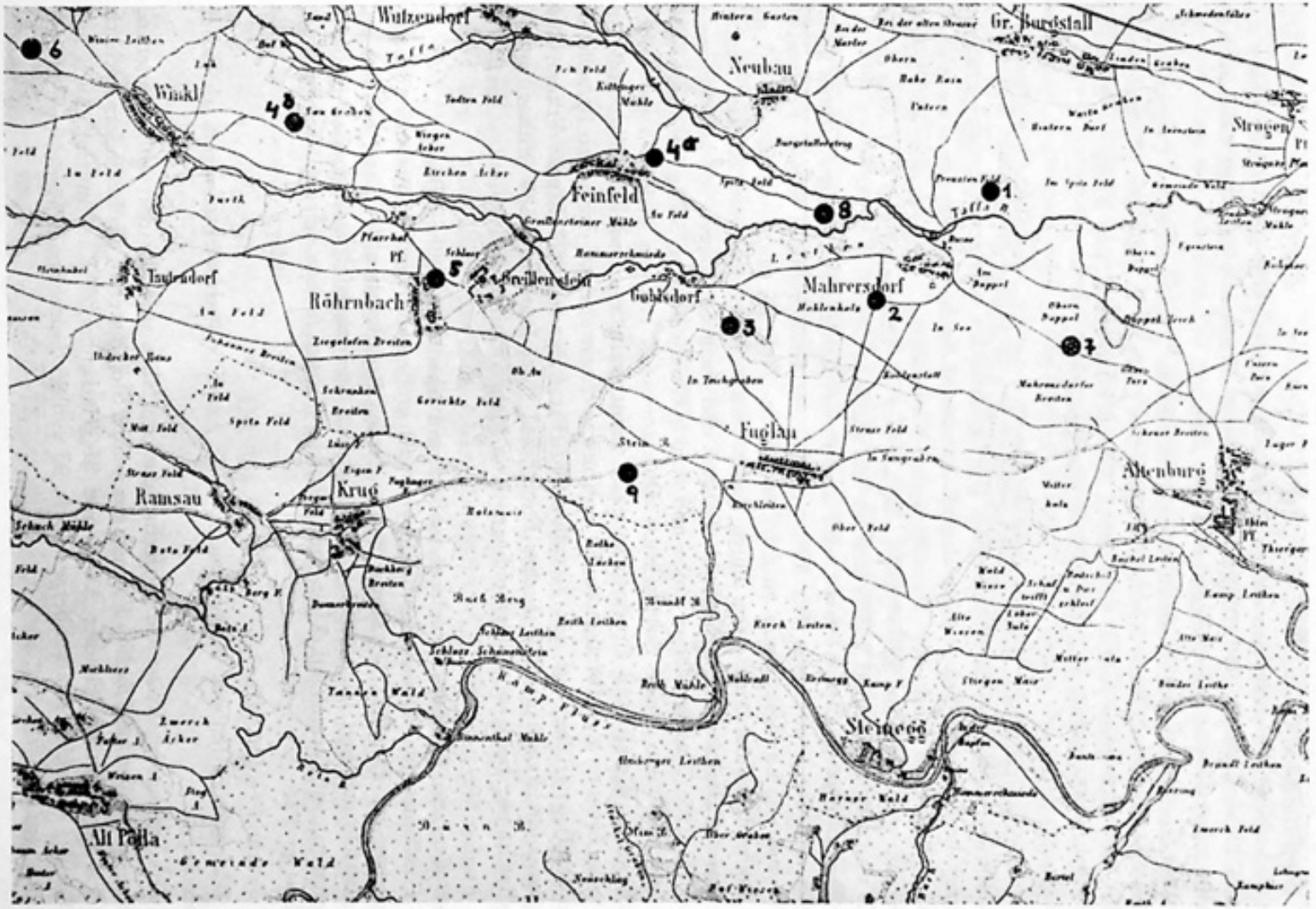


Abb. 3. Übersicht über die Fundplätze der beingelben Artefakte des sogenannten Plateaulehmpaläolithikums beiderseits der Taffa.

Groß-Burgstall (1).

Bodenbeschaffenheit: Am steilen Gehänge zur Taffa (275) steht Schiefergneis an, der am Plateau (258/1, 256, 253) eine nur wenige Zentimeter mächtige Deckenlehmschichte trägt. Gegen den Groisgraben liegen Schotter.

Fundumstände: Die Artefakte fanden sich neben Tonscherben der Lengyelkultur in den Oberflächenschichten auf den Parzellen 258/1 (Koller Rudolf), 256 (Gschwandtner Anna), 253 (Kittinger Anton) und 254/1 (Glanz Ignaz). Auf den Parzellen 253 und 254/1 liegen vermutlich Brandgruben der Lengyelkultur.

Mahrersdorf (2).

Bodenbeschaffenheit: Löß bedeckt dort 80 cm mächtig (Geländestufe 239 gegen 240) den stark verwitterten Schiefergneis. Die Geländestufe geht wahrscheinlich auf eine Lehmgräberei zurück. 240 ist mineralogisch interessant durch das Auftreten eines granatreichen Eklogites und der linsenförmigen Einschaltung eines plastischen Biotitzersetzungsproduktes im Schiefergneis, das als Oropion (Bergseife) von R. J. Mayrhofer (5/82 und zit. in Sigmund 7/207) beschrieben wurde.

Fundumstände: Die Artefakte lagen in den oberflächennahen Bodenschichten kreisförmig um eine Brandgrube (35, Kühas Anton) der Lengyelkultur, die im September 1933 vom nö. Landesmuseum ausgehoben wurde. Tiefe 60 cm, Durchmesser 1,5 m. Die Bodenfläche der Mulde war durch Feuereinwirkung rot gebrannt. Zutiefst fanden sich Bruchstücke einer dünnwandigen Keramik und mehrere Klingen aus leberbraunem Jaspis (S. 3, 5). Darüber lagen grobe und dunkle Gefäßscherben, Schöpflöffelreste und drei gut erhaltene kleine Schüsselchen, Durchmesser 4 cm, ein kleines 5 cm hohes napfförmiges Gefäß und Bruchstücke eines Serpentinbeiles. Das beingelbe Material fehlte im Inventar der Abfallgrube. Es fand sich vorzugsweise auf der nahen Parzelle 36 (Riel Josef), spärlicher auf den Parzellen 266 (Frank Ignaz), 265 (Kiener Franz), 264 (Winkelhofer Franziska), 242 (Kiener Franz), 241 (Riel Josef) und 239 (Kühas Anton), im allgemeinen beiderseits des Feldweges von Mahrersdorf nach Fuglau.

Fuglau (3).

Bodenbeschaffenheit: Schiefergneisboden mit schwacher Lößbedeckung.

Fundumstände: Oberflächenfunde von viel grober und dunkler Keramik (Schöpflöffelreste) auf Parzelle 318 (Mayer Franz) deuten Brandgruben der Lengyelkultur an. Im oberflächennahen Umkreis davon tritt gelbes Steinmaterial vorzugsweise in bearbeiteten spitzen Formen auf. Kleine geometrische Formen fanden sich auf Parzelle 322/1 (Holzinger Franz).

Feinfeld — Ost (4^a).

Bodenbeschaffenheit: Schiefergneis-, z. T. Amphibolitschieferboden mit schwacher Lößdecke.

Fundumstände: Keine Gefäßbruchstücke. Auffällig sind die dort aufgefundenen, großen, primitiven und flachen Formen aus gelben Steinmaterial, das besonders reichlich auf den Parzellen 90 (Gönner Alois) und 91 (Hackenberger Karl) auftrat. Auch auf 89 (Gönner Alois), 92 (Hackenberger Karl), 95 und 96 (beide Rendl Marie) trat ähnlich zugerichtetes Material auf.

Feinfeld — West (4^b).

Bodenbeschaffenheit: Schiefergneisboden (Glimmerschiefer?).

Fundumstände: Reichliches Vorhandensein von gelben Steinmaterial, das am Fahrweg zwischen den Parzellen 721 und 720, 719, 718 als Wegschotter verwendet wurde. Auf 794 war das ganze Feld mit Bruchstücken des gelben Materials besät. Vermutlich dürfte ehemals in der unmittelbaren Nähe eine Zubereitungsstelle des Kieselgesteines gelegen sein, denn die Abschläge haben nur bescheidene Größen und erreichen selten die einer Kinderfaust. Hauptsächlich sind es Absplisse und Gesteinsscherben, oft mit deutlichen Anzeichen einer beabsichtigten Formgebung. Gegen den Saugraben liegen pingenartige Vertiefungen, die noch zu untersuchen sind. Es ist unentschieden ob sie rezent auf der Suche nach Graphit oder urzeitlich auf der Suche nach Hornstein angelegt wurden.

Röhrenbach (5).

Bodenbeschaffenheit: Schiefergneisboden mit Deckenlehm.

Fundumstände: Vorzugsweise große und flache Formen mit deutlichen Anzeichen beabsichtigter Formgebung fanden sich in kleinerer Zahl auf den Parzellen 440 (Genner Josef) und 441 (Deutscher Anton).

Winkl (6).

Bodenbeschaffenheit: Schiefergneisboden.

Fundumstände: Zerstreutes Vorkommen von bearbeitetem Steinmaterial auf den Parzellen 587, 593, 602, 608/613, 620.

Altenburg (7).

Bodenbeschaffenheit: Schiefergneisboden mit stellenweise nur schwacher Lößbedeckung.

Fundumstände: Gelbe Artefakte z. T: Gesteinsabschläge fanden sich in reichlicher Zahl auf einem dem Chorherrenstift Altenburg gehörenden Feld, an der Straße von Altenburg nach Mahrersdorf. Das große Feld liegt unmittelbar nördlich der tiefsten Stelle dieses Straßenabschnittes (Loc. Oberer Doppel).

Die in Abb. 3 eingezeichneten Fundplätze Feinfeld (8) und Fuglau (9) sind noch eingehender zu untersuchen.

Abschließend ist zu bemerken, daß während der Sommermonate 1930 bis 1933 die unten angegebene Stückzahl von Kieselmaterial aufgelesen wurde, neben Stücken die deutliche Anzeichen einer beabsichtigten Formgebung erkennen lassen, so daß sich folgende Übersicht ergibt:

(1). Groß-Burgstall	119	Rohstücke	und	41	bearbeitete	Stücke
(2). Mahrersdorf	259	„	„	102	„	„
(3). Fuglau	164	„	„	60	„	„
(4). a) und b) Feinfeld	95	„	„	40	„	„
(5). Röhrenbach	12	„	„	10	„	„
(6). Winkel	5	„	„	2	„	„
(7). Altenburg	123	„	„	49	„	„
	777	„	„	304	„	„

Besonders ergebnisreich waren demnach die Fundplätze 2, 3, 7, 1 und 4, während 6 trotz dem geringen Sammelmaterial möglicherweise eine urzeitliche Steinmanufaktur beinhalten könnte und eben deshalb eine besondere urzeitlich-mineralogische Beachtung beansprucht.

Literatur.

1. A. Bachinger, Horn und seine Umgebung. 8. Jhb. d. nö. L. Real- und Obergymnasiums, Horn 1880/11.

2. F. Hampl, Altsteinzeitliche Funde aus dem südöstlichen Waldviertel, Kulturberichte aus Niederösterreich. Landesreg. 1951, Nr. 5/39.

3. A. Himmelbauer, Die kristallinen Schiefer zwischen dem mittleren Kremstal und der Horner Bucht, Tschermaks min. und petrogr. Mitteilungen, 1913.

4. H. Leitmeier, Mineralogische Untersuchungen an den Werkzeugen von Willendorf, MAG. 62., 1932.

5. R. J. Mayrhofer, Zur Mineralogie Niederösterreichs, Unsere Heimat, 8., 1935, Heft 3.

6. R. Pittioni, Urgeschichte, Allg. Urgeschichte und Urgeschichte Österreichs, Wien 1937.

7. A. Sigmund, Minerale Niederösterreichs, Wien 1937.

8. A. Stütz, Mineralogisches Taschenbuch, Wien und Triest 1807.

Salzburg in vollneolithischer Zeit.

Die Münchshöferkultur.

Von Martin Hell, Salzburg.

Tongefäßreste der vollneolithischen Münchshöferkultur in Salzburg sind am Rainberg in der Stadt Salzburg schon zu einer Zeit geborgen worden, da eine Kulturgruppe dieses Namens noch nicht herausgestellt war. Ich hatte solche Gefäßscherben 1912 mit bronzezeitlicher Keramik vom Rainberg abgebildet, als die Materialsammlung zur Urgeschichte des Kronlandes Salzburg abgeschlossen wurde [1]). Seither sind von dort ein paar weitere Stücke herausgekommen. Zudem ist in den letzten Jahren auch von anderen Orten einschlägiges Material zugewachsen, so daß es gerechtfertigt erscheinen mag, zusammenfassend auf diesen, bisher in Salzburg am stärksten ausgeprägten Abschnitt des Vollneolithikums einzugehen. Im folgenden sollen demnach die einzelnen Fundvorkommen nähere Behandlung finden.

1. Stadt Salzburg, Rainberg.

Die Höhensiedlung am Rainberg in der Stadt Salzburg ist als urzeitliches Siedlungszentrum seit langem bekannt. Die frühesten Spuren einer Besiedlung des Berges weisen in die Zeit der Lengyelkultur zurück, wie Schuhleistenkeile, Tonlöffel mit gelochtem Stiel, Buttenhenkel und eine Tonschüssel mit Spuren von Bemalung erkennen lassen. Darunter sind aber auch Tongefäßscherben mit der für die Münchshöferkultur so bezeichnenden Verzierungsweise zutage gekommen. Da stratigraphische Beobachtungen über die seinerzeitigen Aufsammlungen nicht vorliegen, kann eine Trennung der Fundgruppen nicht mehr vorgenommen werden, ja es kann nach den neuesten Untersuchungen der Münchshöfer- Wohnstellen in Salzburg-Maxglan auch sein, daß sie aus gemeinsamer Kulturschicht stammen.

Jene Münchshöfer-Scherben, die an das Museum Carolino-Augusteum in Salzburg gelangten, sind bei dessen Zerstörung durch Bombenangriff i. J. 1945 verloren gegangen [2]). Erhalten geblieben sind die Stücke unserer Sammlung, die auf Abb. 1, 1—6 wiedergegeben sind.

Der Ton dieser Gefäße ist von einiger Besonderheit. Er ist graubraun bis rotgelb, sehr fein, sandig und feiner Glimmer macht sich bemerkbar. Der Brand ist fest, die Oberfläche gut geglättet.

Eine Gefäßform wird an Abb. 1, 2 teilweise kenntlich; eine hohe, steile Schulter steigt zu einem engen Hals auf, der einen niederen leicht ausladenden Stehkragen trägt. Die Stichfurchenverzierung weist das Gefäß der Münchshöferkultur zu, wenn es in seiner Gestalt auch einer lokalen Sonderform entsprechen mag. An dem starkwandigen Gefäß Abb. 1, 1 mit Wandknick läuft das Stichfurchenmuster in eigenartiger Weise über den Wandknick hinweg. Abb. 1, 3 trägt an der Bauchweite einen Buckel mit senkrechter Kante, dem die Verzierung ausweicht. Die beiden Scherben Abb. 1, 4, 5 tragen das bezeichnende Stichfurchenmuster. An dem Gefäßstück Abb. 1, 6 ist der graubraune Ton

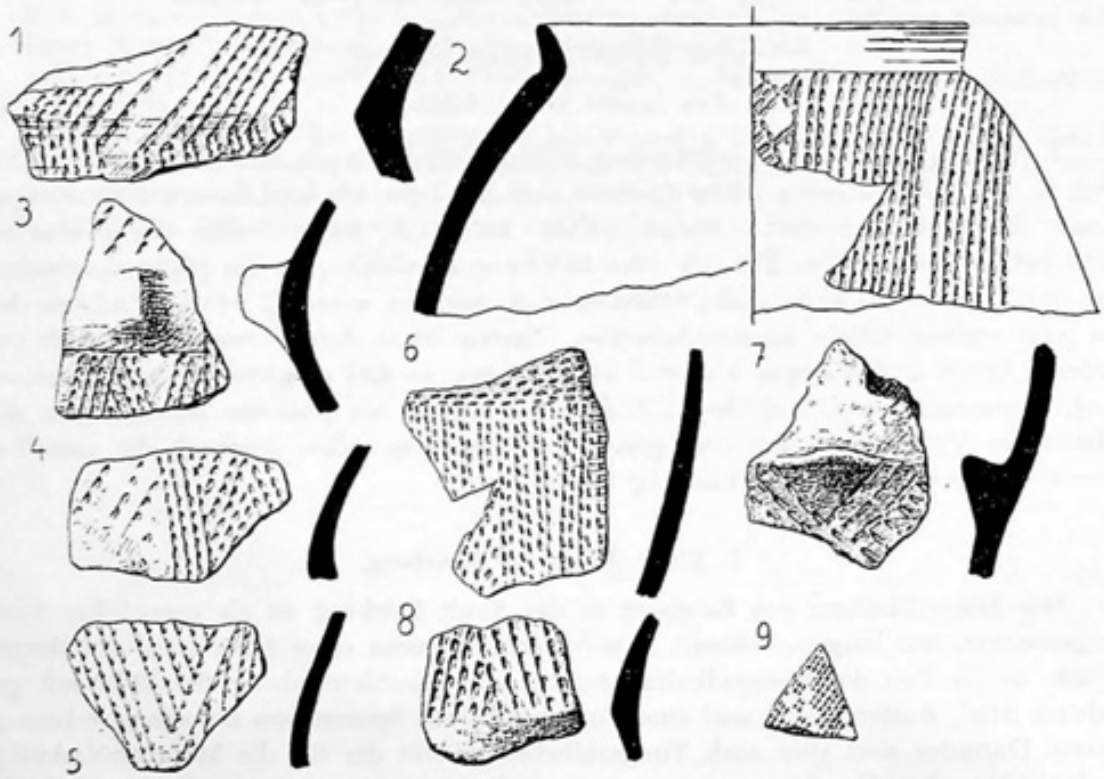


Abb. 1. 1—6 Salzburg-Rainberg, 7 St. Johann i. P.-Klinglberg, 8 Mattsee-Schloßberg, 9 Hallein-Dürrnberg, vollneolithische Keramik. ca. $^1/_3$ n. Gr.

von außerordentlicher, mehliger Feinheit, die Oberfläche trägt grauen Feinüberzug. Die Verzierung wird hier nicht von Stichfurchen oder Stichkanälen, sondern von sehr feinen Stichreihen bestritten, wobei die einzelnen Einstiche nicht strenge die Richtung der Zierlinie einhalten, sondern auch etwas schräg dazu gestellt erscheinen können. Zur Form dieses Gefäßes ist zu sagen, daß die Wandscherbe oben einer lichten Halsweite von 10.5 cm entspricht, daß also eine ziemlich enge Gefäßmündung vorhanden war. Zudem entspricht diese Form nicht der Typenreihe für die Gefäßformen der „deutschen Theißkultur" W. Buttlers [3]), vielmehr jedoch dem Kreise der Stichbandkeramik, bzw. Hinkelsteinkultur. Und in diesen Bereich wird das Gefäß auch durch die Stichreihen-

verzierung verwiesen. Zudem liegt noch das Bodenstück eines Gefäßes vor, das als Verzierung in Stichreihen schraffierte und eingefaßte Dreiecke trägt, die glatte Zickzackbänder aussparen, eine Dekoration, die der Aichbühlergruppe weitgehend entspricht [4]).

Die Funde sind als Siedlungsniederschläge anzusprechen.

2. *Mattsee, Schloßberg.*

Der Schloßberg in Mattsee ist ein kleiner Felshügel am Nordufer des Mattsees (Niedertrumer See), der heute eine Halbinsel bildend, in vorgeschichtlicher Zeit aber als Insel aus dem See geragt hat. Er trug eine mittelalterliche Burg, von der noch ein Gebäude steht. Als man im Jänner 1951 auf der Nordseite des Schloßberges, der sich 31 m über dem Seespiegel erhebt, eine neue Zufahrtsstraße herstellte, wurde die Auffindung einer Mauer gemeldet. Die Untersuchung ergab ein Stück Ringmauer der Burg und zugleich eine neolithische Kulturschicht. Die daraufhin durchgeführte Grabung ließ nur wenige Quadratmeter des Plateaurandes außerhalb der Ringmauer aufschließen. Das Ergebnis war der Nachweis einer spätneolithischen Wohnschicht mit Feuerstelle, die der Altheimer-Kultur zugewiesen werden kann.

Im Sohlbereich der Kulturschicht fand sich eine einzige Scherbe der Münchshöferkultur, Abb. 1, 8. Der Ton ist im Bruch gelbbraun, außen graubraun, mit feinem glimmerführendem Sand vermischt, und entspricht damit weitgehend der Machart der angeführten Gefäßreste vom Rainberg.

Im Profil zeigt die Scherbe einen Wandknick, darunter ist die Gefäßwand etwas eingezogen, darüber leicht ausgewölbt, also ein typisches Profil der Münchshöfer Tonware, die auch in der Stichfurchenverzierung eindeutig zum Ausdruck kommt.

Ob die Scherbe einen eigenen Kulturhorizont repräsentiert, was wahrscheinlich ist, oder weiter in die Spätzeit heraufreicht, wird erst eine weitere Bodenuntersuchung feststellen lassen.

3. *Salzburg-Maxglan.*

Über eine Flachlandsiedlung, und zwar eine neolithische Wohngrube aus Maxglan, habe ich bereits 1909 kurz berichtet [5]). 1918 wurden einige Funde, darunter geometrische Silices, in Abbildung vorgelegt [6]). Die kulturelle Einstufung erfolgte bis dahin als neolithisch schlechthin. Erst später habe ich die Wohngrube auf Grund der Keramik als der Münchshöferkultur zugehörig angesprochen [7]). Über die darin gefundenen geometrischen Silices [8]) und ein Gefäß von Rössener Typus wurde separat gehandelt [9]). Die Lage dieser Wohngrube ist auf dem Situationsplan, Abb. 2 durch den Punkt A gekennzeichnet.

Als im Jahre 1940 das Schloß Kleßheim mit der Stadt durch eine neue Zufahrtsstraße verbunden werden sollte, wurde ein breiter Straßeneinschnitt angelegt, der verschiedene ur- und frühgeschichtliche Siedlungsplätze zum Aufschluß brachte. Darunter befand sich auch die Stelle B der Abb. 2, die wir im Jahre 1941 mit Unterstützung der Bauleitung untersuchen konnten und die sich bald ebenfalls als Wohnstelle der Münchshöferkultur erwies. Beide Wohnstellen sind 35 m voneinander entfernt.

Eine dritte Wohnstelle, C auf Abb. 2, konnten wir im Jahre 1946 feststellen. Es war wieder eine Grube, entsprach im Querschnitt also der Stelle A, von der sie nordwestlich 25 m entfernt lag. Eine nähere Untersuchung war nicht möglich. Doch erwiesen die wenigen, gewinnbaren Tonscherben die sichere zeitliche und kulturelle Zugehörigkeit zu den Stellen A und B.

Diese drei Fundstellen liegen in dem ebenen, weiten Gelände, das den postglazialen Talboden des Salzburger Beckens bildet. Im weiteren Sinne ist es der Raum des salzburgischen Mündungswinkels der Salzach und Saalach, wobei der postglaziale Talboden sich mit 6—8 m hohen Terrassenrändern über die alluviale Talniederung der Salzach und Saalach heraushebt. Dieser höher gelegene, trockene Talboden, aus post-

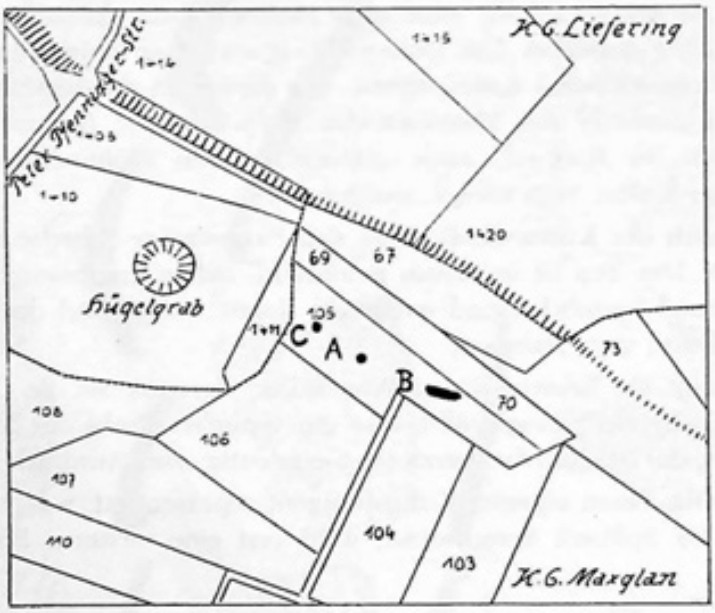


Abb. 2. Salzburg-Maxglan. Lageplan der Wohnstellen A—C. Maßstab 1 : 5000.

glazialen Flußschottern aufgebaut, erweist sich als Träger urzeitlicher Besiedlung. Die Trennung beider Bodenhorizonte vollzieht sich im allgemeinen nach einer zum Flusse annähernd parallelen Randterrasse von der angegebenen Höhe. Nach der Salzach gegen Osten hin erstreckt sich diese Terrasse zwischen Maxglan und Liefering. Hier verläuft aber auch eine ältere, etwa 5 m hohe Primärterrasse, die in Maxglan beginnend in weitem Bogen nach Westen ausholt und an den Lieferinger Hügel (Kirchbühel, Grafenhügel, Schanze) anschließt. Nahe am Rande dieser Primärterrasse, die auf Abb. 2 eingetragen ist, liegen die drei neolithischen Ansiedlungen auf Gr.P. Nr. 105, K.G. Maxglan.

In den Lageplan Abb. 2 wurde auch der große Grabhügel der Hallstattzeit eingetragen, der eine zerstörte Wagenbestattung enthalten hat [10]).

Mit Bezug auf die heute bewohnte Umgebung wird das Gelände begrenzt im Südosten durch die neue Franz Rehrl-Siedlung, in Südwest durch die Kleßheimer-Allee, in Nordost durch die bayrische Staatsbahn und in Nordwest durch die Peter-Pfenninger-Straße.

Wohnstelle A.

Obwohl über die Wohnstelle A bereits mehrfach berichtet wurde, sind von der darin gefundenen Keramik erst ein paar verzierte Scherben abgebildet worden. Da aus Wohnstelle B Keramik ziemlich reichlich vorzulegen ist, wird es erforderlich, auch aus

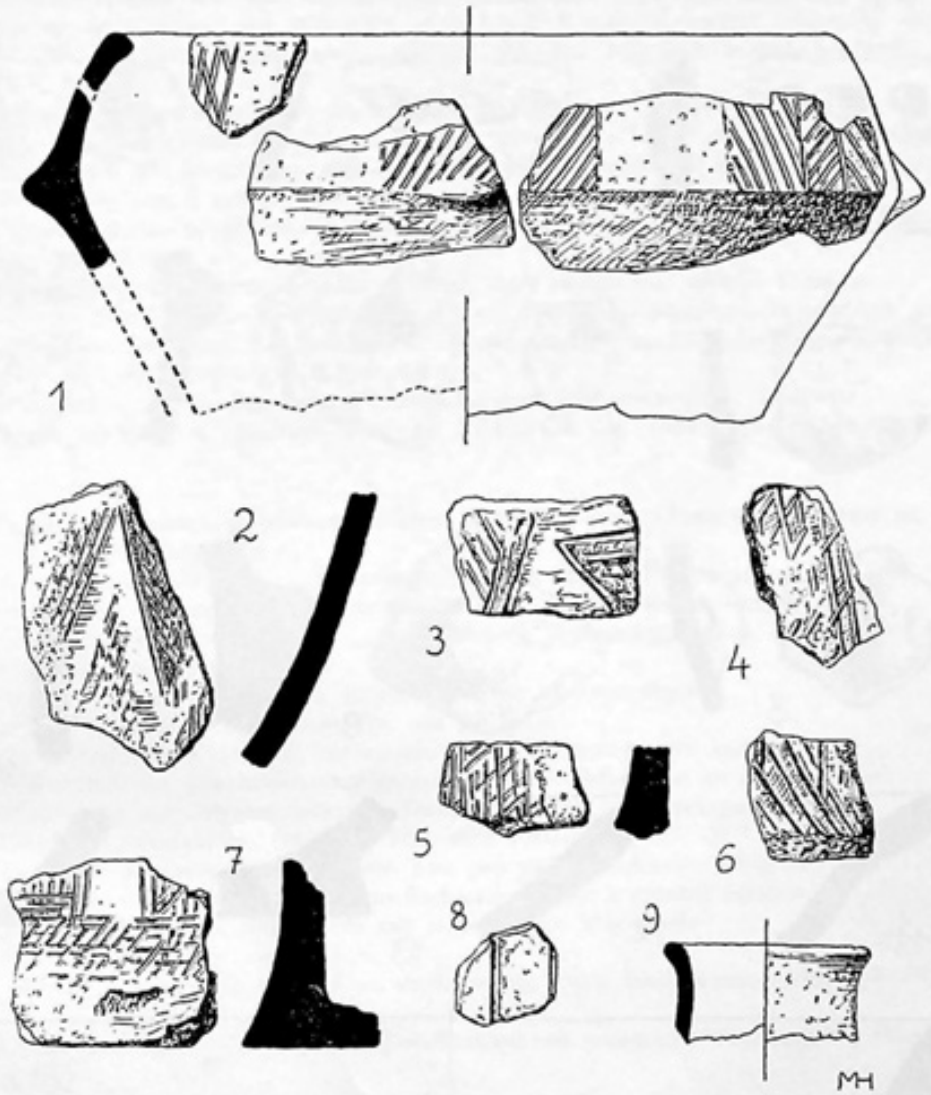


Abb. 3. Salzburg-Maxglan, Wohnstelle A, Keramik. ½ n. Gr.

Stelle A die bezeichnenden Gefäßstücke bildlich nachzutragen, um einerseits einen vollständigen Überblick zu gewinnen und andererseits beide Wohnstätteninventare in Vergleich ziehen zu können. Demgemäß wird zunächst auf Wohnstelle A zurückgegriffen.

Eine 1.3 m tiefe und 6 m (nicht 16 m, wie im Erstbericht versehentlich gedruckt) weite Bodenmulde barg in 1 m Tiefe eine muldenförmig gelagerte Kulturschicht mit

Holzkohle, wenig Keramik, aber an 400 Silexstücke und zwei Tierknochen (Schaf). Unter den ca. 25 Silexgeräten finden sich 6 geometrische Silices von Trapez- und Dreieckform, 2 dreieckige Pfeilspitzen, Schaber und Bohrer. Als Messer finden Spanklingen Verwendung. Von einem Steinbeil mit rechteckiger Profilform aus Hornblendeschiefer liegt ein Kantensplitter vor, ebenso ein Bruchstück von einem Klopfstein aus

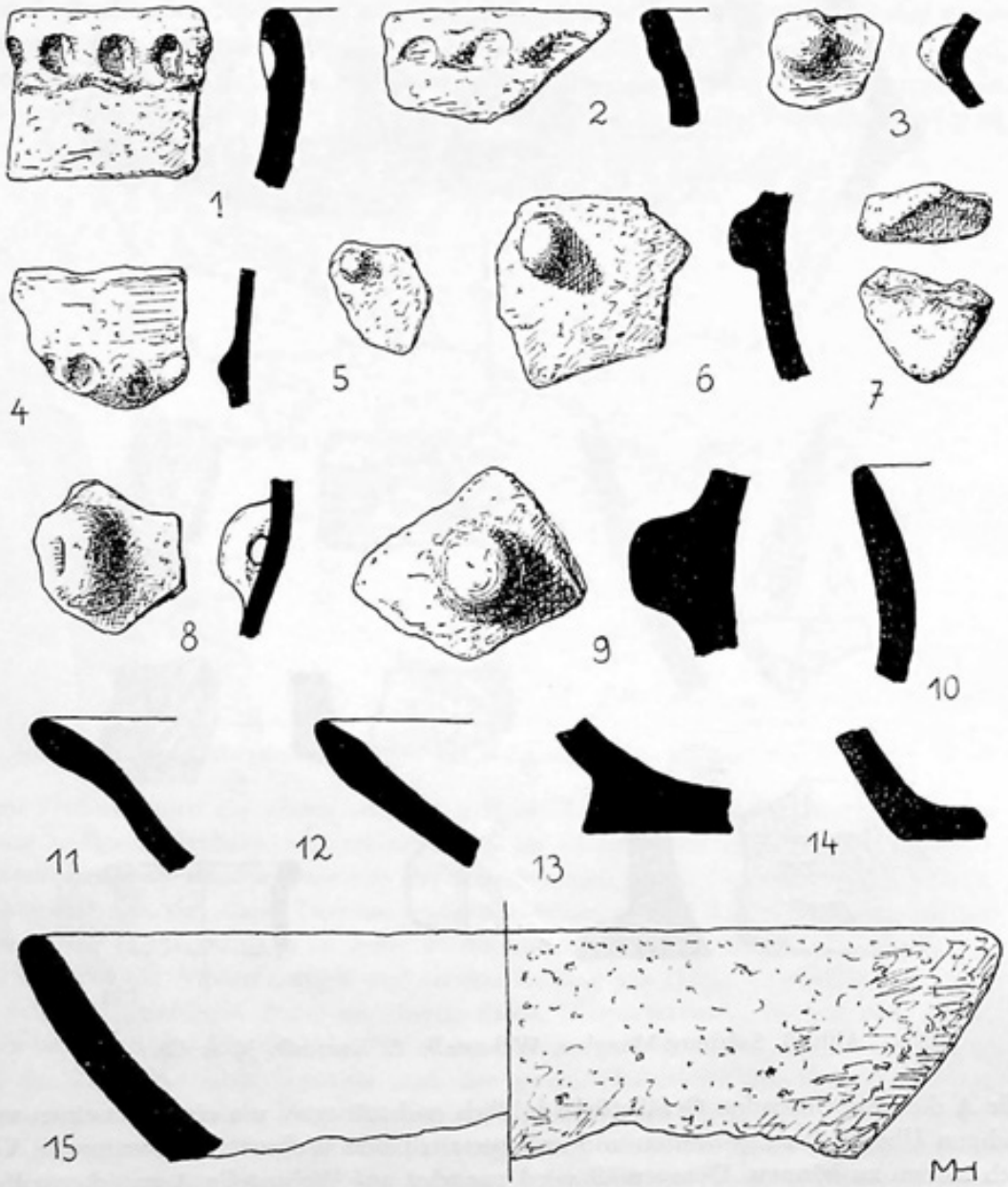


Abb. 4. Salzburg-Maxglan, Wohnstelle A, grobe Ware. ½ n. Gr.

Hornblendeschiefer. Der reichliche Abfall der Silexverwertung von kinderfaustgroßen Stücken bis zu den kleinsten Drucksplissen zeigt auf, welche Vielfalt heimischer Hornsteinvarietäten hier zur Verarbeitung gelangte. Nachstehend die Keramik.

Abb. 3:

1. Konische Schüssel mit hochsitzendem Wandknick und eingezogenem Rand. Ton feinsandig, graubraun, gut gebrannt. Am Knick 4 Lappenbuckel; oberhalb der Knickung Strichmuster in Absätzen, wobei einfache Furchen mit Stichfurchen wechseln. Bauchweite 19.0, Randw. 16.3 cm.
2. Wandstück aus feinem, grauem Ton, außen rotbraun, Oberfläche geglättet. An der Außenseite stehendes Zickzackband, ausgespart zwischen leichten, sich kreuzenden Streifen.
3. Wandstück aus feinem, graubraunem Ton, starkwandig, mit derbem Strichmuster.
4. Wandstück wie 3 mit derbem Strichmuster.
5. Wandstück aus graubraunem Ton mit geglätteter Oberfläche und unregelmäßig sich kreuzenden Strichen.
6. Wandstück aus feinem, rotbraunem Ton, starkwandig mit derben Strichen.
7. Gefäßboden aus feinem, graubraunem Ton, Oberfläche geglättet. Muster aus unregelmäßig gekreuzten Strichen. Die aufgehende Wand verläuft im Grundriß gerade, gehört also anscheinend zu geradlinigem Gefäßumfang.
8. Wandstück grobsandig, braun, Oberfläche glatt mit senkrechten Strichen.
9. Rand aus grauem, sandigem Ton von Kleingefäß mit zylindrischem Hals. Randw. 4.6 cm.

Abb. 4:

1. Rand aus derbem, graubraunem Ton, der mit grobem Quarzsand versetzt ist. Unter dem Rand tiefe Fingertupfen.
2. Rand aus mittelfeinem, vollbraunem Ton mit flachen Fingertupfen.
3. Wandstück aus grauem, grobsandigem Ton; am Bauchknick runder Buckel.
4. Schulterstück, dünnwandig, aus graubraunem, feinsandigem Ton, mit kleinen Buckeln und anschließender Tupfenleiste.
5. Wandstück aus rotbraunem, feinem Ton mit kleinem Buckel.
6. Wandstück aus graubraunem Ton mit Buckel.
7. Wandbuckel, aus derbem, rotbraunem Ton, dreieckig spitz aufgezogen.
8. Wandstück aus graubraunem, feinerem Ton mit Schnuröse an der Schulter.
9. Wandstück aus derbem, rotem, gelbsandigem Ton mit starkem Buckel.
10. Rand aus rotbraunem, feinerem Ton, steil ausladend.
11. Rand aus graubraunem, sandigem Ton von weitausladender Schüssel.
12. Rand aus rotem, feinem Ton von flachausladender konischer Schüssel.
13. Boden aus derbem, rotem Ton mit abgesetztem Standfuß.
14. Boden aus derbem, rotem Ton.
15. Schüssel aus derbem, rotem Ton, starkwandig. Form konisch mit leichter Wölbung. Randw. 23, Wandstärke 1.2 cm.

Weiters ist noch zu nennen ein Gefäßhenkel mit waagrecht abgekanteter Oberseite.

Wohnstelle B.

Als wir die Stelle B entdeckten, war sie bereits teilweise angegraben. Es gelang aber dennoch, den Grundriß aufzudecken und den gegen Süden anschließenden Vorplatz längs des Straßeneinschnittes auf 27 m Länge zu verfolgen (Abb. 5).

Der Boden besteht im allgemeinen aus hellem, postglazialem Flußschotter, der von ca. 30 cm Humus überlagert wird. Stellenweise, wie dies auch hier der Fall ist, schaltet sich aber in das Bodenprofil zwischen Humus und Schotter ein gelbbrauner,

sandig lehmiger Verwitterungsboden ein, der nach unten in grauen Lehm übergeht. Es handelt sich hiebei um alte Bodendepressionen, bzw. Gerinnläufe postglazialer Zeit. Wir haben des öfteren schon die Beobachtung gemacht, daß solche Stellen die Träger neolithischer und bronzezeitlicher Wohnschichten sind. Wurden solche Depressionen im Zuge der alluvialen Taleintiefung allmählich trocken gelegt, so blieben sie noch lange als Eintiefungen der Oberfläche kenntlich. Und solche Eintiefungen scheinen von den ältesten Siedlern mit Vorliebe für Errichtung ihrer Behausungen ausgewählt worden zu sein.

Im vorliegenden Bodenprofil geht der Humus in gelbbraunen, sandigen Boden über, der von 0.5 m an eine leicht graue Tönung annimmt und vereinzelt Holzkohle

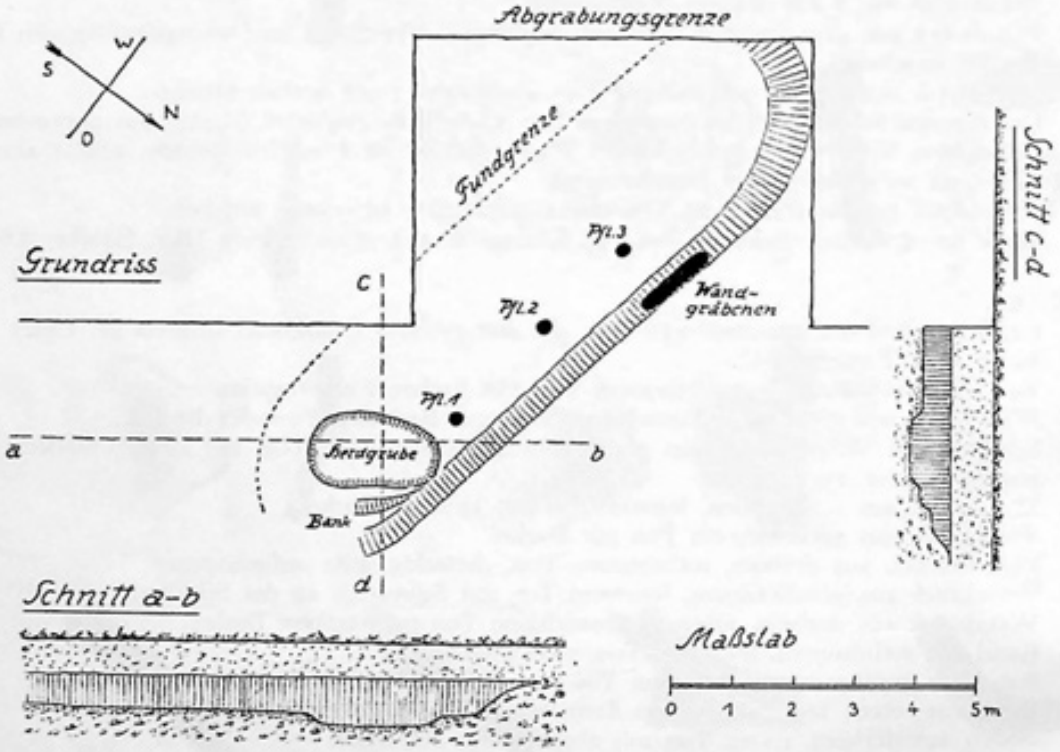


Abb. 5. Salzburg-Maxglan, Wohnstelle B, Grundriß.

und Tonscherben enthält. Diese eigentliche Kulturschicht (in den Schnitten a—b und c—d der Abb. 5 senkrecht schraffiert) geht, allmählig dunkler werdend, bis auf 1.2 m Tiefe hinab und senkt sich in der Herdgrube auf 1.4 m ein. Sie wird von einer dünnen, grauen Lehmschicht unterlagert, auf welche der helle Schotter folgt.

Der Grundriß der Wohnstelle erstreckt sich von Ost nach West in einer Länge von ca. 12 m und hat eine Breite von 3.30 m. Sind die Langseiten parallel, so schließen die Schmalseiten bogenförmig ab. Der Umfang des Grundrisses wird an der nördlichen Längsseite sowie an den anschließenden Schmalseiten durch die stark aufsteigende und abschließende Kulturschicht klar bestimmt. Über die südliche Langseite hinaus läuft

aber die Kulturschicht gleichsohlig weiter; eine deutliche Grundrißgrenze ergibt sich jedoch hier durch den Fundinhalt, der längs einer Linie — „Fundgrenze" auf Abb. 5 — fast gänzlich aufhört. So gut wie der gesamte Fundinhalt lag in diesem Grundrißbereich, insbesonders der Herdgrube, während in der südlichen Fortsetzung der Kulturschicht Scherben nur ganz vereinzelt angetroffen wurden.

An der östlichen Schmalseite liegt eine unregelmäßig ovale Herdgrube, 0.20 m in die Sohle der Wohnschicht eingetieft, die 2.20 m lang und 1.30 m breit ist. Nach der Außenseite ist sie von einer 0.25 m hohen Bankstufe umgeben. Parallel zu den Längsseiten des Grundrisses verläuft eine 4.3 m lange Reihe von 3 Pfostenlöchern, Pfl. 1, 2, 3. Deren Weiten sind: 0.25, 0.20, 0.25 cm; die Tiefen 0.25, 0.30, 0.30 m. Längs der Nordwand ist ein Wandgräbchen von 0.25 m Weite, 0.25 m Tiefe und 1.20 m Länge eingeschaltet. Pfostenlöcher und Wandgräbchen waren mit schwärzlicher, holzkohlenreicher Erde ausgefüllt.

In südlicher bzw. südöstlicher Richtung ist die Erstreckung der Kulturschicht bis auf 27 m Länge zu verfolgen, wo sie gleichmäßig sanft ansteigend in 0.50 m Tiefe unter der Oberfläche auskeilt. Sie enthält noch vereinzelt Holzkohle und seltener Tonscherben. Diese Strecke ist als ein der Wohnstelle südlich vorgelagerter Vorplatz anzusehen. Die Kulturschicht ist einheitlich und ohne stratigraphische Unterteilung, der Fundkomplex demgemäß zusammengehörig.

Nachstehend die Funde, wobei nur die bezeichnenden Stücke zur Abbildung gelangen. An Tongefäßscherben ergaben sich 1240 Stück. Silex fand sich in 70, Felsgestein in 2 Stücken, an Kupfer ein kleines Schmelzstück.

Unter den Silexstücken sind an 30 Artefakte im Sinne von zugerichteten Geräten, sowie Bruchstücke von solchen, das andere ist Abfall der Gesteinsbearbeitung. Der verwendete Silex ist vorwiegend heimischer Hornstein aus den oberen Juraschichten, vereinzelt auch Jaspis. Nicht bodenständig sind anscheinend einige Stücke aus grauem, gebändertem Hornstein, wie er sich im schwäbisch-fränkischen Jura findet. Auf der Kontaktkruste eines Jaspisabschlages findet sich das Stück einer kleinen versteinerten Herzmuschel (Cardium).

Abb. 6:

1. Querschneidige Pfeilspitze von Trapezform aus graubraunem Silex, die Schmalseiten fein bearbeitet; lang 1.6, hoch 1.5 cm.
2. Dreieckform aus grauem Silex, zwei Seiten tragen Steilretuschen; lang 2.3, Basisbreite 1.3 cm.
3. Pfeilspitze, dreieckig mit geraden Seiten aus grauem Plattensilex, Spitze abgebrochen. Basisbreite 2.1, Höhe 2.3 cm.
4. Klinge aus gelbbraunem Silex, an der Schneide Gebrauchslackpatina; lang 4.4, breit 1.1 cm.
5. Klinge aus wachsgelbem Silex mit Gebrauchsretuschen; lang 3.4, breit 1.5 cm.
6. Klinge aus graubraunem Silex mit Gebrauchsretuschen; lang 3.3, breit 1.3 cm.
7. Spanklinge aus grauem Silex; lang 4.3, breit 1.0 cm.
8. Breitschaber aus hellgrauem Silex mit Steilretusche; lang 3.0, breit 2.4 cm.
9. Klingenschaber, Bruchstück aus rosafarbenem Silex; breit 1.6, erh. Länge 1.6 cm.
10. Grauer Plattensilex, gebändert mit geraden Schrägretuschen; lang 3.0, breit 1.8 cm.
11. Blattförmige Klinge, Halbstück aus weißlichem Silex; lang 6.2, breit 2.2 cm.
12. Klingenstück aus grauem Silex, mit Gebrauchsretuschen; lang 1.5, breit 1.3 cm.

13. Spanklinge aus grauem Silex; lang 1.8, breit 0.7 cm.
14. Klingenstück aus grauem Silex, mit Gebrauchsretuschen; lang 2.1, breit 1.3 cm.
15. Klinge aus rotbraunem Silex mit Gebrauchsretuschen; lang 3.3, breit 1.1 cm.
16. Klinge aus wachsgelbem Silex mit Gebrauchsretuschen; lang 2.0, breit 0.9 cm.
17. Klinge aus grauem Silex mit Gebrauchsretuschen; lang 3.8, breit 1.1 cm.
18. Schmelzstück aus Kupfer, ungeformt, 2.2 cm lang, 1.1 cm breit, 0.4 cm stark. Die stark patinierte Oberfläche ist rauh, blasig und zeigt Spuren von Verschlackung.
19. Klinge aus weiß-blau-gelbem Jaspis mit Gebrauchsretuschen; lang 3.7, breit 2.1 cm.
20. Klinge aus graubraunem Silex mit Gebrauchsretuschen; lang 3.4, breit 1.2 cm.
21. Klinge aus blaugrauem, bis gelben Jaspis mit steiler Schaberretusche an einer Längsseite; lang 5.8, breit 3.1 cm.

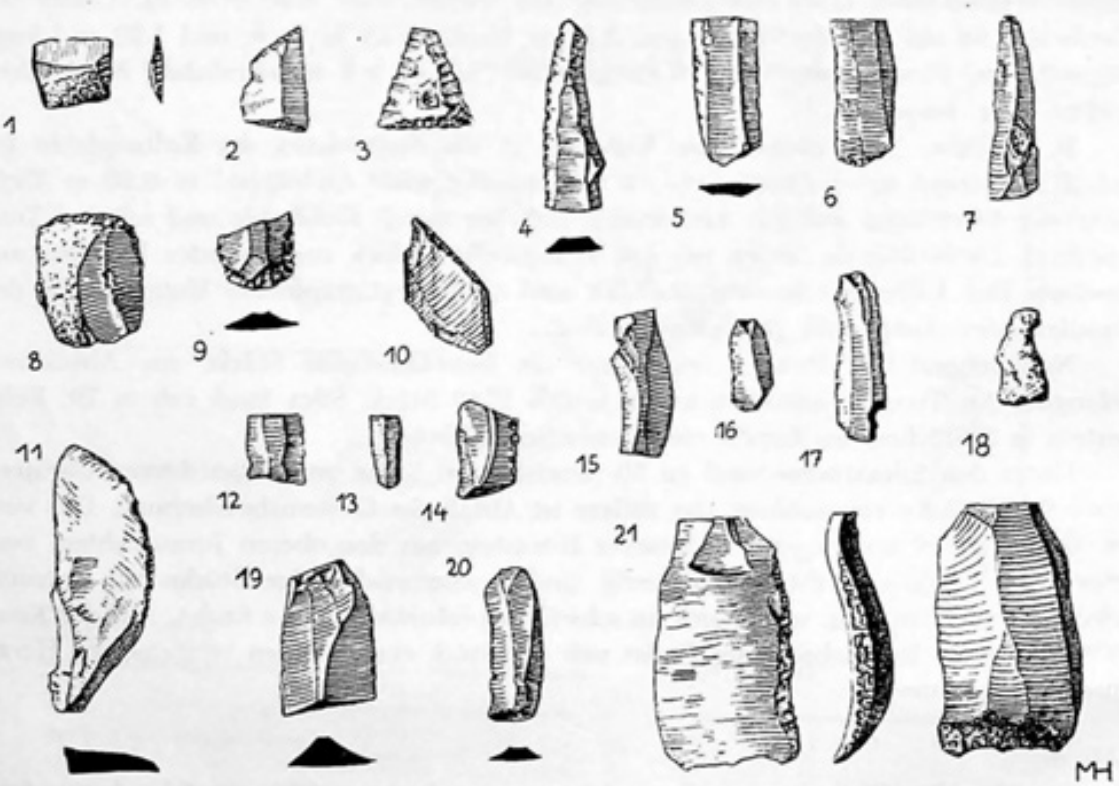


Abb. 6. Salzburg-Maxglan, Wohnstelle B. Silexgerät und Kupferstück (Nr. 18). ½ n. Gr.

Abb. 7:

1. Rand aus braunem, mit feinem Quarzsand vermengtem Ton. Unter niederem, zylindrischem Rand setzt bauchige Wandung an. Die Außenseite des Randes leicht gekerbt. Randdurchmesser 13.8 cm.
2. Rand aus graubraunem, feinsandigem Ton, Rand außen gekerbt. Randw. 7.0 cm.
3. Wandstück aus feinem, außen braunem Ton mit senkrechten Strichen.
4. Rand aus rotem, feinem Ton von derbem Schälchen mit Fingertupfen. Randw. 8.5 cm.
5. Schulterstück mit Wandknickung aus braunem, feinsandigem Ton. Über dem Knick Strichmuster im Furchenstich.
6. Rand aus braunem, derbem Ton mit Kerben.
7. Boden aus rotem, derbem Ton von Fußschüssel (?) mit Strich- und Stichreihen. Bodendurchmesser 12.0 cm.

8. Wandstück aus gelbbraunem, feinsandigem Ton mit Stichreihenmuster.
9. Wandstück aus rotem, feinem Ton mit Strichen und Stichreihen.
10. Wandstück aus grauem, feinsandigem Ton, gut gebrannt. Die geglättete Oberfläche trägt Stichreihenmuster.
11. Wandstück aus graubraunem, feinsandigem Ton, gut gebrannt. Die glatte Oberfläche trägt Strich- und Stichreihenmuster. Die Striche sind senkrecht bis in Bodennähe geführt, wobei das breite Band 23 Striche zählt. Die Stichpunkte sind nach eingeritzter Linie aufgereiht.

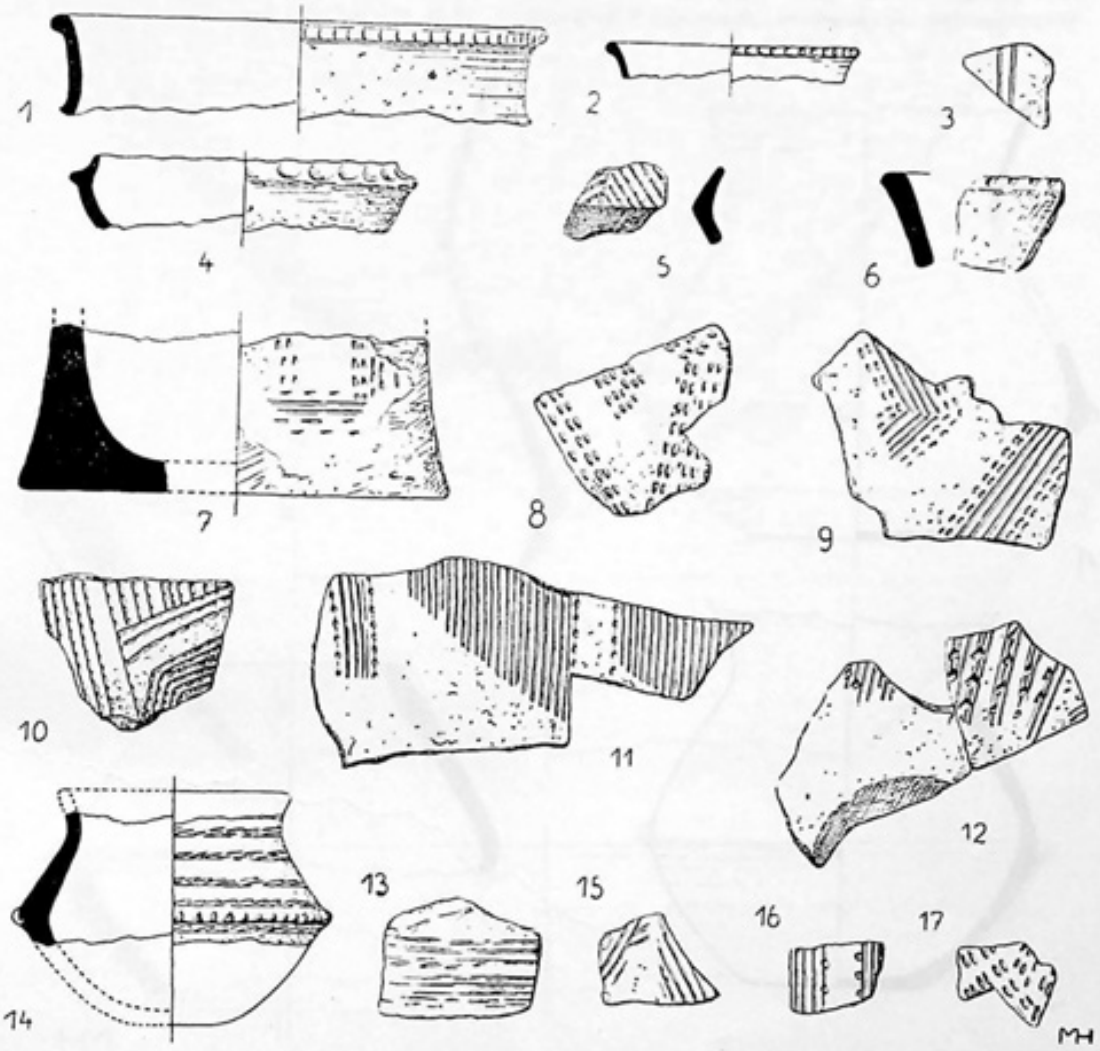


Abb. 7. Salzburg-Maxglan, Wohnstelle B, Keramik. ca. 1/3 n. Gr.

12. Bodenstück dünnwandig, aus graubraunem, feinem Ton mit Strichmuster, dem kantige Punkteindrücke folgen. Der Durchmesser des Bodens (auch Abb. 11, 1) ist 6.0 cm.
13. Wandstück aus gelbbraunem Ton mit waagrechtem Strichmuster und flachen Schrägstrichen.
14. Gefäß aus graubraunem, feinsandigem Ton, der gut gebrannt ist. Beide Außenseiten sind mit dunkelgrauem, feinem Tonüberzug versehen. An der Bauchkante verläuft ein gekerbter Wulst von perlstabartigem Aussehen. Die Flächendekoration ist zonenförmig angeordnet,

wobei längs vorgezogenen Horizontallinien flachliegende schnittartige Kurzstriche angeordnet sind. Die Bauchweite ist 9 cm, die Höhe ca. 7 cm.

15. Wandstück aus gelbbraunem Ton mit Schrägstrichen.
16. Wandstück aus gelbbraunem, feinem Ton mit Strich- und Punktmuster.
17. Wandstück aus gelbbraunem, feinsandigem Ton mit Stichreihen.

Abb. 8:

1. Dreikegelgefäß aus gelbbraunem, feinem Ton, dünnwandig. Am Bauchknick vier kleine, warzenartige Buckelchen. Bodenw. 5.0, Bauchw. 10.7, Halsw. 6.3 cm.

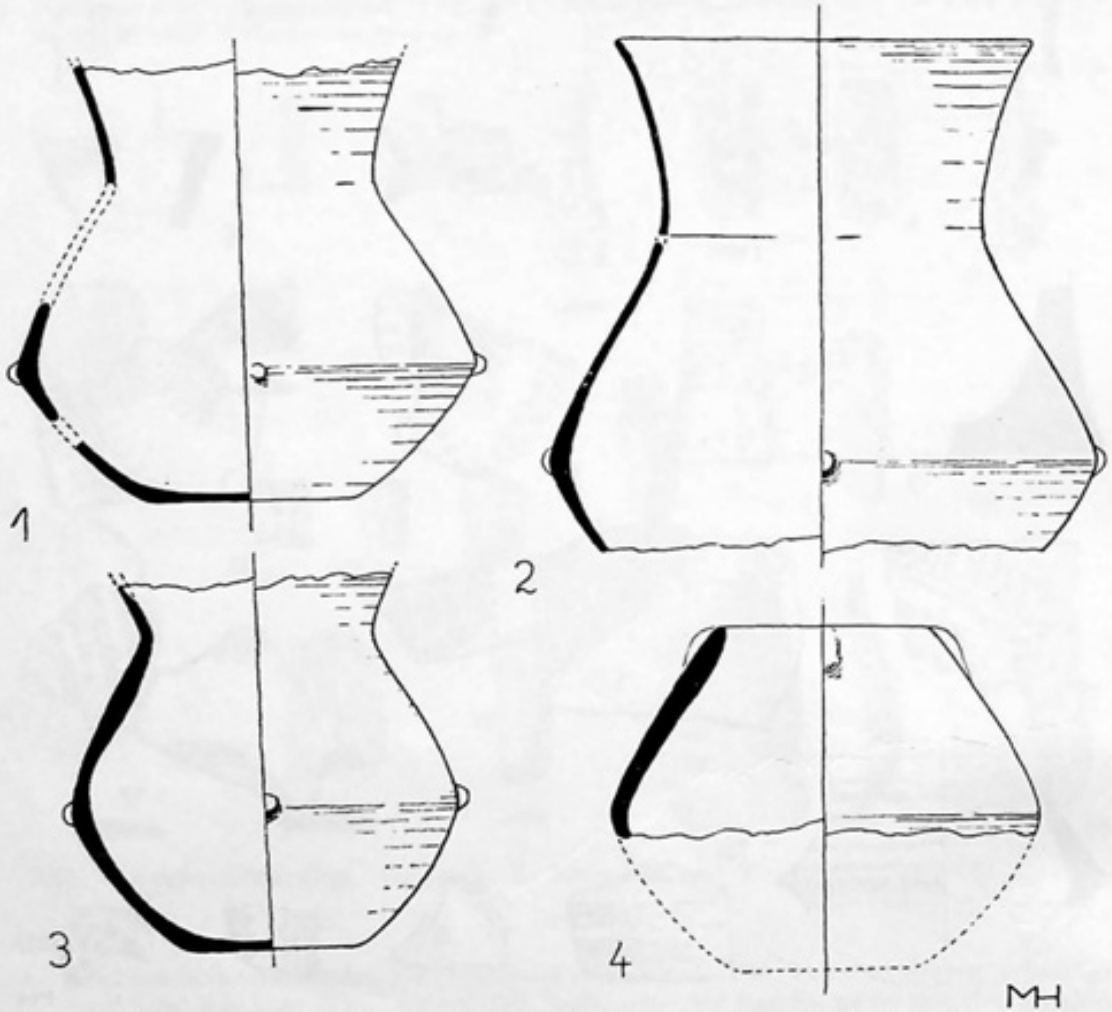


Abb. 8. Salzburg-Maxglan, Wohnstelle B. Feine Keramik. ca. ½ n. Gr.

2. Dreikegelgefäß aus gelbbraunem, sehr feinem Ton, sehr dünnwandig (Wandstärke am Hals 0.2 cm). Am Bauchknick 4 warzenartige Buckelchen. Bauchw. 12.8, Halsw. 7.5, Randw. 9.6 cm.
3. Dreikegelgefäß aus gelbbraunem, feinem Ton. Am Bauchknick 4 warzenartige Buckelchen. Bodenw. 4.0, Bauchw. 9.2, Halsw. 5.6 cm.
4. Zweikegeliges Gefäß aus grauem, feinem Ton. Am Rand 4 hochovale Buckel. Bauchw. 10.0, Randw. 5.0 cm.

Abb. 9:

1. Schüssel aus gelbbraunem, feinsandigem Ton. Die Form ist konisch, hoch, der Hals kantig abgesetzt und in leichter Hohlkehle eingezogen, der Rand leicht ausladend. Bodenw. 9.0, Randw. 24.0, Höhe 10.8 cm.

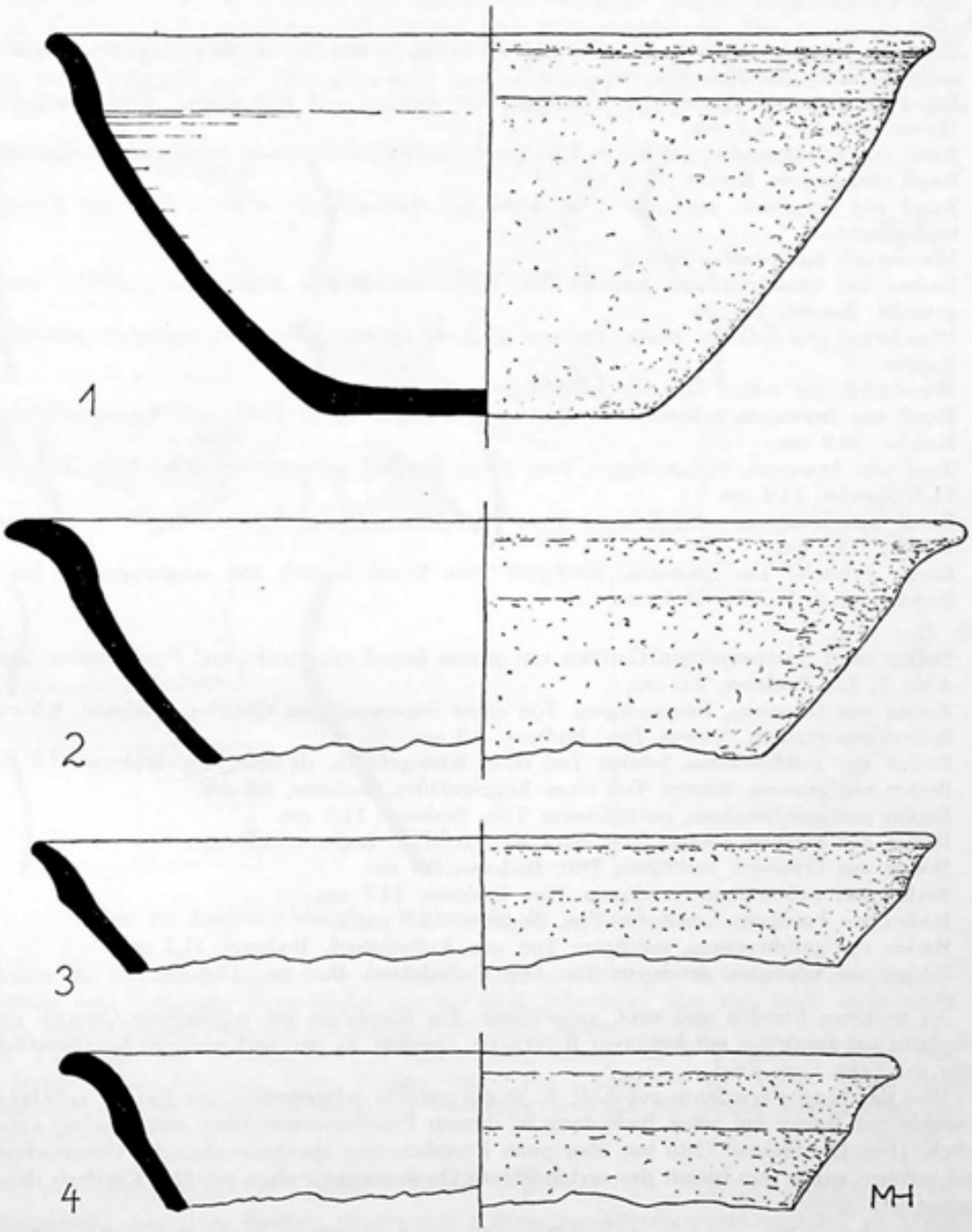


Abb. 9. Salzburg-Maxglan, Wohnstelle B. Schalen. ca. ½ n. Gr.

2. Oberteil von Schüssel ähnlicher Form, Randpartie verstärkt und stark ausgelegt. Randw. 26.2 cm.
3. Randpartie von Schüssel ähnlicher Form. Randw. 24.5 cm.
4. Randpartie von Schüssel ähnlicher Form. Randw. 22.8 cm.

Abb. 10:

1. Topf aus braunem, derbem Ton, Form steilwandig, leichte Halseinziehung, Rand verstärkt, außen gekerbt. Randw. 13.3 cm.
2. Rand aus braunem, sandigem Ton, von bauchigen Gefäß mit starker Einziehung des Halses. Randw. 14.3 cm.
3. Rand aus gelbbraunem, sandigem Ton von konischer Schüssel von randnahen Wandknick, Rand eingezogen. Randw. 13.0 cm.
4. Rand aus braunem, sandigem Ton, wohl von Schüssel wie Abb. 9, 104, mit Fingertupfenleiste.
5. Wandstück mit ovalem Buckel.
6. Becher aus schwärzlichem, feinem Ton. Form steilwandig, Außenseite geglättet. Rand gekerbt. Randw. 7.5 cm.
7. Wandstück aus derbem, rotem Ton mit starkem, aufgezogenem und senkrecht gelochtem Zapfen.
8. Wandstück aus rotem Ton mit aufgezogenem Zapfen.
9. Rand aus braunem, mittelfeinem Ton, von steilwandigem Topf mit Randverdickung. Randw. 22.3 cm.
10. Topf aus braunem, feinsandigem Ton. Form bauchig mit eingezogenem Hals. Bauchw. 11.7, Randw. 11.4 cm.
11. Rand aus braunem, mittelfeinem Ton. Topf dünnwandig mit leichter Halseinziehung. Randw. 13.2 cm.
12. Große Schüssel aus braunem, sandigem Ton. Form konisch mit eingezogenem Rand. Bauchw. 31.0, Randw. 28.5 cm.

Abb. 11:

1. Boden eines dünnwandigen Gefäßes von gutem Brand mit Strich- und Punktmuster (auch Abb. 7, 12), Bodenw. 6.0 cm.
2. Boden aus braunem, feinsandigem Ton eines dünnwandigen Gefäßes, Bodenw. 6.5 cm.
3. Boden aus grauem, feinem Ton, Bodenw. 4.5 cm.
4. Boden aus gelbbraunem, feinem Ton eines Kleingefäßes, dünnwandig, Bodenw. 3.0 cm.
5. Boden aus grauem, feinem Ton eines Kegelgefäßes. Bodenw. 3.8 cm.
6. Boden aus gelbbraunem, mittelfeinem Ton. Bodenw. 11,0 cm.
7. Boden aus grauem, feinem Ton eines Kleingefäßes. Bodenw. 3.3 cm.
8. Boden aus braunem, sandigem Ton. Bodenw. 6.8 cm.
9. Boden aus rotbraunem, sandigem Ton. Bodenw. 11.7 cm.
10. Boden aus braunem, sandigem Ton. Bodenw. 12.3 cm.
11. Boden aus gelbbraunem, sandigem Ton von Fußschüssel, Bodenw. 11.5 cm.
12. Boden aus braunem, sandigem Ton von Fußschüssel. Bodenw. 12.6 cm.

An weiteren Funden sind noch anzuführen: Ein Klopfstein aus weißlichem Quarzit, eine Reibplatte aus Sandstein mit konkaver Reibfläche, Durchm. 21 cm, und mehrere Knochenstücke sowie ein Zahn vom Rind.

Was das bereits erwähnte auf Abb. 6, 18 dargestellte Schmelzstück aus Kupfer anbelangt, so wurde mit Bezug auf seine Bedeutung in diesem Fundzusammenhang eine Analyse erforderlich. Herr Dr. Helmut Otto hat über mein Ersuchen eine spektralanalytische Untersuchung durchgeführt, wofür ihm hiemit der verbindlichste Dank ausgesprochen sei. Das Ergebnis dieser Analyse ist:

Cu,	Sn,	Pb,	Ag,	Au,	Ni,	Co,	As,	Sb,	Bi,	Fe,	Zn,	S
97.3%	0	0	0.03	—	0.5	Spur	1.1	Spur	0	0.8	0	—

H. Otto schreibt hiezu: „Ich habe bisher keine Prüfung auf Spuren vorgenommen. Es könnte also Sn, Pb, Bi in Spuren vorhanden sein. Das Ergebnis der Analyse wird aber dadurch nicht beeinflußt; es liegt also ein nickel-arsenhältiges Metall vor. Da ferner eine erhebliche Menge Eisen vorhanden ist, könnte es sich um ein Rohkupfer handeln. Dafür spricht auch, daß ich bei der Bearbeitung der Probe eine reichliche Menge Kupferoxydul fand. Hr. Ing. Kopetzky hat nach Ihren Mitteilungen auch Schlackenreste in dem Stück entdeckt. Der Kupferoxydulgehalt könnte natürlich ebenso gut auf Oxydation bei der Verwitterung des Stückes zurückzuführen sein. Die gefundene Zusammensetzung entspricht einer Kupfersorte, deren Herkunft ich aus alpinen Lagerstätten für gesichert halte. Demnach würde sich also

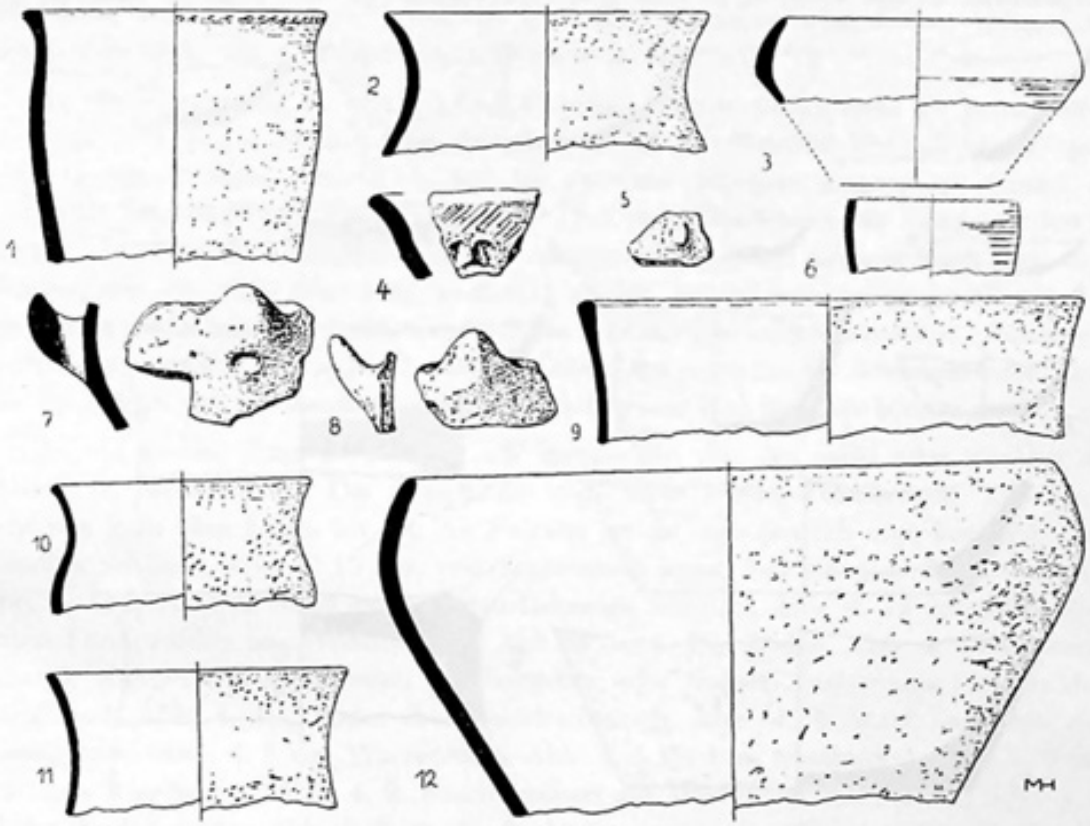


Abb. 10. Salzburg-Maxglan, Wohnstelle B. Keramik. ca. ¼ n. Gr.

sehr schön die von Ihnen schon stets vertretene Ansicht bestätigen, daß die alpinen Kupferlagerstätten sehr frühzeitig ausgebeutet worden sind. Allerdings läßt sich wohl noch nicht angeben, welche Lagerstätten für die Herkunft in Frage kämen."

H. Otto teilt mir brieflich noch 8 Analysenergebnisse von 3 Gußmetallstücken und 5 Randäxten (5 aus Salzburg, 2 aus Regensburg, 1 aus Klagenfurt) mit, deren Metall dem Schmelzstück aus der Münchshöfersiedlung entspricht und die für alpine Lagerstätten bezeichnend sind [11]).

Wohnstelle C.

Sie wurde von einer flachen Mulde von 6.5 m Randdurchmesser und 1.2 m Tiefe gebildet und führte Keramik gleicher Art, wie die benachbarten Wohnstellen A und B.

Die wenigen Tonscherben, die geborgen werden konnten, lieferten keine Formen, die eine bildliche Darstellung erforderlich machen.

Fundauswertung.

Wohnstelle A.

Unter dem Silexgerät sind die geometrischen Silices als mesolithische Reliktformen bemerkenswert. Es handelt sich im allgemeinen um Kleingerät von vorherrschender Klingenform. In der Keramik ist eine grobe Gebrauchsware von feineren Gefäßen gut

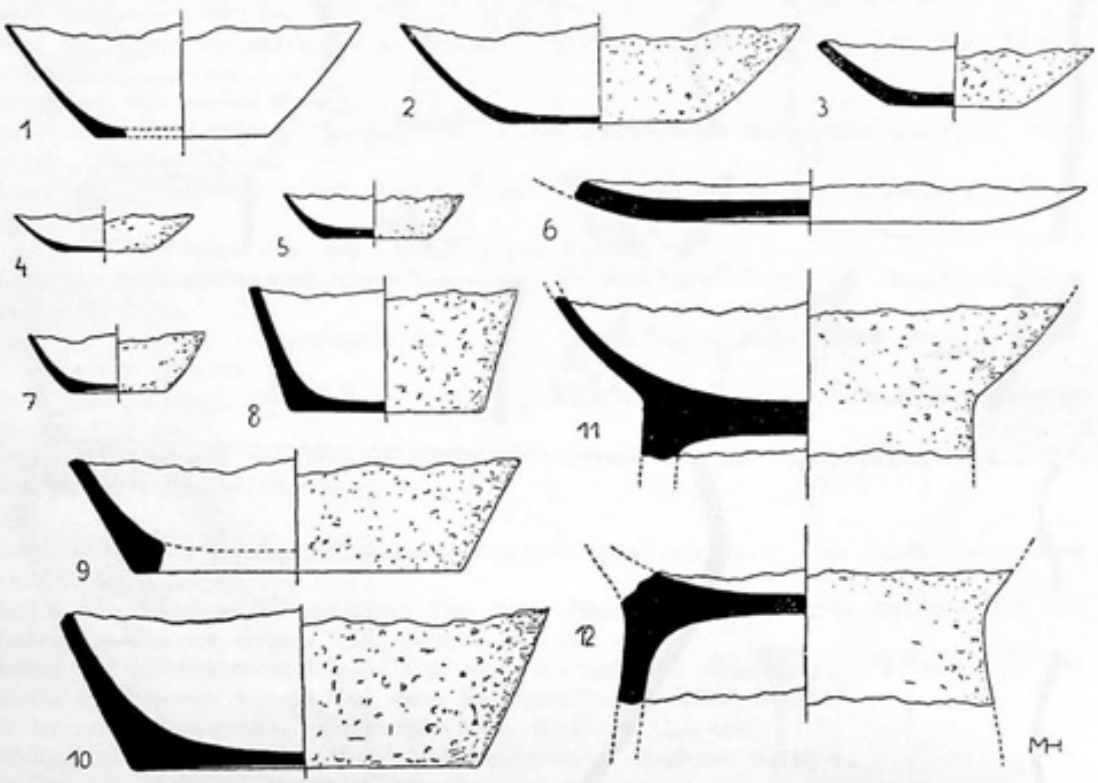


Abb. 11. Salzburg-Maxglan, Wohnstelle B, Keramik. ca. ½ n. Gr.

zu unterscheiden. Unter der feineren Keramik ist besonders auf die konische Schüssel mit Strichdekoration (einfache Strich- und Stichfurchen) Abb. 3, 1 zu verweisen, die sozusagen das Rückgrat des ganzen Fundinventares bildet. Das Gefäß ist ein typischer Vertreter der neolithischen süddeutschen Münchshöferkultur [12]). Eine ebensolche Entsprechung, die mit den Lappenbuckeln dem vorliegenden Gefäß noch näher tritt, findet sich in der verwandten Aichbühler Gruppe Oberschwabens [13]). Ebenso ist sie der Jordansmühler Kultur geläufig [14]). Als bezeichnend für die Münchshöfer Zierweise führt P. Reinecke auch den Wechsel von Stichfurchen und einfachen Strichen an [15]). Eine krugartige Kleinform eines Gefäßes ist in dem zylindrischen Halsstück Abb. 3, 9 vertreten.

Als eigenartig und fremd im Münchshöfer Kreise fallen die mit einfachen, leicht aufgetragenen oder scharf eingezogenen Strichen verzierten Gefäßscherben Abb. 3, 2—7 auf. Leider kommt darin die Ausprägung der Gefäßform kaum zum Ausdruck. Das Stück Abb. 3, 2 gehört wohl zu einer steil und hoch aufsteigenden Schulter einer flaschenartigen Gefäßform. Einem seltsam gestalteten Gefäß gehört das Bodenstück Abb. 3, 7 an, denn der aufgehende Wandteil verläuft im Grundriß nicht bogenförmig, sondern geradlinig. Das Gefäß hatte also einen geradlinigen Umfang, etwa viereckig oder dreieckig, Formen, wie sie im mittleren Neolithikum des weiteren Ostens und Südostens, von wo ja verschiedentlich hier Kultureinflüsse einströmen, gelegentlich anzutreffen sind, wie z. B. aus Vinča [16]) oder Gyulafehérvár [17]).

In der Verzierung ist ein Wechsel zwischen Muster und Grund zu konstatieren. Auf Abb. 3, 3 ist ein Dreieck oder Rhombus gefüllt mit Strichen. Die „Umkehr" zeigt sich auf den Stücken Abb. 3, 2, wo der zwischen Strichen ausgesparte Grund ein stehendes Zickzackband bildet und auf Abb. 3, 7, woselbst ein glatter Grundstreifen als Muster zwischen flächenhaften Strichen ausgespart ist. Ein Gemeinsames hat diese Strichtechnik, ob derb oder fein, insoferne, als die Striche sehr unregelmäßig und in verschiedenen Richtungen geführt sind. Diese eigenartigen „Gitterschraffen" finden sich in der Jordansmühler Gruppe [18]), reichlich allerdings auch in der Schussenrieder Keramik [19]), womit sich ein westlicher Kultureinfluß bemerkbar machen könnte.

In der groben Tonware herrscht ein derber Ton vor, der mehr oder weniger mit Quarzsand vermischt ist. Die Oberfläche trägt meist feinen Tonüberzug. Die Farbe geht von grau über braun bis rot. An Formen spricht sich deutlich eine konische, dickwandige Schüssel, Abb. 4, 15 aus, von Topfformen liegen nur ein paar Randstücke vor Abb. 4, 1, 2, 10. Der Rand einer weitausladenden Schüssel, Abb. 4, 11 entspricht ähnlichen Formprofilen aus Wohnstelle B, Abb. 9, 1—4. Ein Boden, Abb. 4, 13 ist standfußartig abgesetzt. Tupfenleisten in plastischer oder flacher Ausformung folgen dem Gefäßrand, Abb. 4, 1, 2, oder dem Schulterbereich, Abb. 4, 4. Stark vertreten sind Gefäßbuckel, Abb. 4, 6 von Warzenform, Abb. 4, 5 bis zum Ovalbuckel, Abb. 4, 6 und kräftigen Rundbuckel, Abb. 4, 9. Beachtenswert ein Wandknick mit Buckel, Abb. 4, 3. Kleine Buckel finden sich auch in Tupfenleiste eingebaut, Abb. 4,4. Ein Zapfen ist dreieckförmig ausgezogen, Abb. 4, 7. Neben einer Schnuröse, Abb. 4, 8 kommen auch einige Henkel vor, darunter einer mit waagrecht geknickter Oberseite bemerkenswert ist.

Nach dem Fundinhalt scheint die Grube weniger Wohnzwecken, denn als Werkstätte gedient zu haben, wofür die vielen Abfälle der Steinbearbeitung und der Mangel anderweitigen Wohninventars sprechen.

Das Inventar entspricht also mit der Schüssel, Abb. 3, 1 dem Schüsselrand Abb. 4, 11, dem dreieckigen Lappen, Abb. 4, 7 und dem waagrecht geknickten Henkel eindeutig der Münchshöferkultur. Die Verzierung mit „Gitterschraffen", Abb. 2, 2—7 erinnert an die Jordansmühler Kultur, wenn nicht ein westlicher Einfluß der Schussenriedergruppe vorliegt. Eine Beziehung zur Gruppe von Aichbühl ist nicht ausgeschlossen.

Wohnstelle B.

Aus dem Silexmaterial sind wieder zwei deutliche Reliktformen des Mesolithikums, die querschneidige Pfeilspitze, Abb. 6, 1 und die dreieckige Kleinform Abb. 6, 2 oder auch Abb. 6, 10 mit der Schrägretusche herauszuheben. Auch das übrige Silexinventar macht einen altertümlichen, allgemein bandkeramischen Eindruck und ist vorwiegend von Klingenformen beherrscht. Verwiesen sei auch auf die starke Klinge Abb. 6, 21 mit ihrer einseitigen, sehr steilen Randretuschierung, die das Gerät zu einem Klingenschaber macht. W. Buttler spricht diese Steilretusche an großen Klingen als eine Eigenart der Michelsberger Industrie an [20]).

In der Analyse der Tonware soll die verzierte Keramik vorangehen. Ein bezeichnender Vertreter der Münchshöferkultur ist die Scherbe, Abb. 7, 5 mit Wandknick und Stichlinienmuster darüber; er entspricht Abb. 3, 1 aus Wohnstelle A und stellt damit die zeitliche und kulturelle Zusammengehörigkeit beider Plätze her. Beste Münchshöfer Ware, der Theißkultur entstammend, zeigt Abb. 7, 10, der Stichbandkeramik gehört die Verzierung der Stücke Abb. 7, 7, 8, 9, 17, wobei Abb. 7, 8, 17 an die Hinkelsteiner Gruppe erinnern [21]), obwohl sich entsprechende Verzierung aber auch in der böhmischen Stichkeramik findet [22]).

Der Einfluß der Rössener Kultur macht sich mit aller Deutlichkeit durch das Gefäß Abb. 7, 14 bemerkbar [23]), eine Form, die W. Buttler seinem niederbayrischen Oberlauterbacher Typ zuweist [24]).

Von besonderer Eigenart ist die Verzierung der Stücke Abb. 7, 11, 16. Senkrechte Strichbündel (bis 23 Striche) sind bis in Bodennähe geführt, begleitet von Einstichen, die längs vorgezeichneter Ritzlinien aufgereiht sind. Hier wird ein deutlicher Zusammenhang mit der ungarischen Bükker-Kultur offenkundig, die sowohl breite, senkrechte Strichbänder [25]) als auch die nach Ritzlinien aufgereihten Punktzeilen [26]) führt. Ebenfalls fremd in dem gegebenen Fundzusammenhang wirkt das Bodenstück Abb. 7, 12. Auch diese Zierform, unbekannt im westlichen Vollneolithikum, ist mit den senkrechten Strichen bis in Bodennähe und den eingegliederten Punkteindrücken am ehesten aus dem Kreise der Bükker-Kultur herzuleiten.

Feinkeramik im eigentlichen Sinne sind die dünnwandigen und dreikegeligen Becher Abb. 8, 1, 2, 3 [27]), die am Bauchknick kleine Tonwarzen tragen, ebenso wie das doppelkegelige Gefäß, Abb. 8, 4, Formen, die aus dem Kreise der Lengyelkultur herkommen [28]). Auch der Jordansmühler Gruppe ist diese Gefäßform nicht fremd [29]). Aus Niederösterreich sind Dreikegelbecher bekannt von Eggendorf a. W. und Langenlois [30]). Ein ebensolches Gefäß stammt aus Zillingtal im Burgenland, wobei seine Dünnwandigkeit hervorgehoben wird [31]).

Im Kreise der „deutschen Theißkultur" nach W. Buttler, der solche Formen seinem Typus „Bauchknicktopf" zuweist, oder auch im Rahmen der Münchshöfer Kultur scheinen solch dünnwandige Dreikegelbecher noch kaum nachgewiesen zu sein. Ihr Anmarschweg vom Osten führt jedenfalls nicht über die Jordansmühler Gruppe, sondern mit der Ostwanderung der Theiß- und Lengyel-Kultur donauaufwärts.

Die Dreikegelform, abgesehen von ihrer eigenartigen Feintonigkeit und Dünnwandigkeit, ist allerdings noch weiter nach Westen gewandert, da sie sich in der Schus-

senrieder Keramik auch noch findet [32]). Der Münchshöferkultur sehr geläufig sind die konischen Schüsseln mit Halskehle Abb. 9, 1—4, die allerdings zumeist hohe Standfüße aufweisen. Daß sie aber auch als einfache Schüsseln auftreten — diesbezüglich erstattet P. Reinecke 1928 für Bayern noch Fehlanzeige [33]) — beweist Abb. 9, 1.

Von derber Hauskeramik sind nachweisbar ein hoher, konischer Topf mit eingezogenem Rand, Abb. 10, 12 oder ein steilwandiger Topf mit leicht eingezogenem Hals und leicht gekerbtem Rand, Abb. 10, 1. Ein ausgesprochener Münchshöfer-Typus ist die Schüssel mit Wandknick und eingezogenem, verdicktem Rand, Abb. 10, 3, deren Form auch aus der Wohnstelle A, Abb. 3, 1 vorliegt. Abb. 10, 4 zeigt einen Schüsselrand (mit Halskehle) mit Fingertupfenleiste.

Abgesehen von den kleinen Zierbuckelchen, Warzen an den Feingefäßen, Abb. 8, 1—4 trägt auch die derbe Gebrauchskeramik Buckel, Abb. 10, 5 und große, dreieckig aufgezogene Lappen, Abb. 10, 8, die in einem Falle Abb. 10, 7 senkrecht gelocht sind und als „Buttenhenkel" eine Leitform der Lengyelkultur bilden.

Von den Gefäßböden der Abb. 11 zeigen 11 und 12 Bodenstücke von Fußschüsseln, wie sie teilweise mit den Schüsseln Abb. 9, 2, 3, 4 zusammengehören. Die Bodenprofile Abb. 11, 1, 2, 4, 5, 7, lassen erkennen, daß die Dünnwandigkeit von Feingefäßen, wie der Dreikegelgefäßen, auch für die Bodenfläche Geltung hat.

Für die kulturelle und zeitliche Einweisung gibt dieses Fundmaterial ausreichende Anhaltspunkte. Die Zugehörigkeit dieser Wohnstelle zur Münchshöferkultur wird mit aller Deutlichkeit erwiesen. Zugleich kommen aber auch Vertreter einer Reihe anderer Kulturgruppen vollneolithischer Zeit zur Erscheinung. Wenn heute die Münchshöferkultur als ein westlicher Abkömmling der Lengyelkultur aufgefaßt wird [34]), so sind hier jedenfalls auch deutliche Züge der Theißkultur erkennbar.

Von anderen Kulturgruppen machen sich bemerkbar, die Bükkerkultur, die Stichbandkeramik bzw. Hinkelsteingruppe und die Rössenergruppe.

Zeitlich mag der Siedlungsbeginn um 2500 vor Chr. anzusetzen und die Dauer auf 2 bis 3 Jahrhunderte zu bemessen sein.

Besondere Beachtung verdient das gefundene Kupferschmelzstück. Daß zur Zeit dieser Siedlung Kupfer im westungarischen Kreise der Lengyelkultur oder im Bereich der Jordansmühlergruppe Verwendung fand, ist bekannt, unbekannt aber ein Nachweis seines Herkommens, bzw. der Lagerstätte.

Nunmehr liegt auch aus einer Siedlung der Münchshöferkultur am Nordrand der Alpen ein Stück geschmolzenes Kupfer vor. Und wenn H. Otto als der beste Kenner der vorgeschichtlichen Metallurgie die Herkunft des Stückes aus alpiner Lagerstätte für gesichert erachtet, dann kann an diesem Urteil festgehalten werden. Wenn weiters, wie H. Otto erklärt, die Herkunftslagerstätte örtlich auch nicht festgelegt werden kann, so darf dabei doch an das salzburgische Hinterland des Pongaues gedacht werden, wo schon zur frühen Bronzezeit nachweislich Kupfergewinnung einsetzt [35]), ja Münchshöfertradition in der Keramik sich noch bemerkbar macht, worauf noch zu verweisen ist. Eine erste Anregung zur Ausbeutung alpiner Kupfervorkommen mag dabei von südöstlichem Kultureinfluß ausgegangen sein [36]).

Bei der bisherigen Spärlichkeit an Anhaltspunkten für die Bauweise dieser Zeit kommt den vorliegenden Bauresten besondere Bedeutung zu, zumal aus dem Bereiche der Münchshöfergruppe noch keinerlei Spuren von Wohnbauten bekannt geworden sind. Im Bereiche der drei zusammen gehörigen Wohnstellen A, B, C ist eine Verschiedenheit in der baulichen Gestaltung zu konstatieren. Die Stellen A und C sind durch einfache Wohngruben bezeichnet. Einfache Wohngruben der Lengyelkultur finden sich in Steinabrunn in Niederösterreich [37]).

Die Wohnstelle B (Abb. 5) hingegen bildet einen Grundriß von ca. 12 m Länge und 3.30 m Breite, der sich, wenn auch die Schmalseiten abgerundet erscheinen, dennoch der Rechteckform nähert. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß die drei in einer Reihe liegenden Pfostenlöcher die Stützen eines Dachfirstes bezeichnen. Das kurze Wandgräbchen folgt der nördlichen Langseite des Grundrisses. Die an der östlichen Schmalseite liegende Herdgrube ist halbseitig von einer Bankstufe umgeben. Derlei Bauelemente, wie insbesondere die eigenartigen kurzen Wandgräbchen, die sich nur einen Teil der Wandflucht entlang erstrecken, finden sich zur Zeit der Bandkeramik, bzw. Donaukultur an Rechteckbauten verschiedentlich in Verwendung, wie z. B. an Häusern der Rössenergruppe am Goldberg [38]). Von Fundamentgräbchen erwähnt A. Stieren, daß sie an Großrechteckbauten „meist nur den nördlichen Teil" des Hauses umziehen [39]).

Eine Rekonstruktion des gegenständlichen Baugrundrisses begegnet Schwierigkeiten. Obwohl Wandgräbchen den Fuß stehender Wandungen zu bilden pflegen, dürfte in vorliegendem Falle der Wohnraum lediglich durch ein auf dem Boden ruhendes Satteldach überdeckt gewesen sein, dessen First die drei Mittelpfosten trugen. Ein solches Satteldach dürfte aber ungleiche Dachneigungen gehabt haben, eine steilere auf der Nordseite und eine flachere auf der Südseite. Ein Zugang wäre wohl auf der Südseite anzunehmen.

Als eigenartig erweist sich auch der auf der Südseite anschließende große Vorplatz, der vom Schnitt c—d der Abb. 5 angefangen in Richtung a, also gegen Süden sich noch auf 27 m Länge nachweisen ließ, wo er allmählig auskeilte.

4. St. Johann i. Pongau — Klinglberg.

Innerhalb des salzburgischen Gebirges, im Bereich der Kupfer führenden Grauwackenzone liegt bei St. Johann i. Pongau eine altbronzezeitliche Höhensiedlung am Klinglberg, von der bisher zwei Wohnstellen untersucht sind [40]). Die mit Kupferschlacke gemagerte Tonware weist auf Kupfergewinnung durch die Bevölkerung hin.

Unter der vorgefundenen Keramik finden sich zwei Scherben mit Stichfurchenmuster, das weiß inkrustiert ist, Abb. 1, 7 [41]). Auf eine Beziehung zur Münchshöferkultur habe ich schon in der Erstpublikation hingewiesen. Ergänzend sei in diesem Zusammenhang auch verwiesen auf die besondere Vorliebe für Gefäßknöpfe und Buckel, eine Erscheinung, die auch in der altbronzezeitlichen Höhensiedlung am Burgstall bei St. Georgen im Pinzgau zutage tritt [42]).

Hier in dem konservativen Gebirgsgau lebt also noch zur frühen Bronzezeit vereinzelt vollneolithische Tradition fort. Dieser Umstand gewinnt Interesse durch die vorne gemachte Feststellung, daß mit frühester Kupfergewinnung zur Zeit der Münchshöferkultur und zwar wahrscheinlich in diesem Gebirgsraum zu rechnen ist.

5. Bischofshofen, Götschenberg.

Der Götschenberg bei Bischofshofen, ebenfalls im Pongau gelegen, ist die am weitesten nach Süden in das Gebirge vorgeschobene neolithische Ansiedlung des Landes Salzburg. Auch unter der Keramik von hier findet sich eine Scherbe, in Stichlinientechnik verziert, sowie Rundbuckel, die man vielleicht auf älteres Herkommen zurückführen darf [44]). Die hier vorliegende Scherbe mit Stichreihenverzierung zeigt gute Entsprechung zu ebenso verzierten Gefäßen der Aichbüchlergruppe [45]). Mindestens ab frühe Bronzezeit ist auch die Bevölkerung des Götschenberges mit Kupfergewinnung beschäftigt gewesen.

6. Hallein, Dürrnberg.

Der Dürrnberg ober Hallein ist als Ort urzeitlicher Salzgewinnung bekannt. Der Anfang derselben fällt noch in die vollneolithische Zeit, wie eine Anzahl von Funden, darunter auch drei Schuhleistenkeile und ein geometrischer Silex dartun. Unter den wenigen Scherben — diese Gegenstände sind alle durch Fundlese zustande gekommen — befindet sich ein besonders bezeichnendes Stück, das hier nochmals abgebildet wird, Abb. 1, 9 [46]). Die Scherbe ist aus hellgrauem, feinsandigem, ziemlich dichtem Ton, der feinen Glimmer enthält, die Oberfläche ist bräunlich und trägt feine, schräge Stichreihen, die senkrecht gereihte Vierecke aussparen. Es handelt sich um jüngere Stichbandkeramik, ein „bayrisches Hinkelstein", wofür F. Birkner die Bezeichnung „Munzinger Keramik" vorschlägt [47]).

Ein solches stichbandverziertes Gefäß aus Munzing trägt am Halse eine breite Zone ebenso verziert wie Abb. 1, 9 und darunter in gleicher Stichbandtechnik schräg gestrichelte Dreiecke [48]), ähnlich wie Abb. 1, 6 vom Rainberg oder Abb. 7, 8, 9, 17 aus Maxglan. Dadurch wird die Dürrnberger Scherbe verbunden mit gleichzeitiger Keramik vom Rainberg und Maxglan.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich aber wiederum die Tatsache, daß am Dürrnberg die Salzgewinnung schon in vollneolithischer Zeit ihren Anfang nimmt.

Zusammenfassung.

Die vorstehend behandelten Funde verteilen sich auf das Salzburger Becken und den alpeneinwärts anschließenden Pongau. Sie umfassen daher nur einen kleinen Gebietsabschnitt am Nordrand der Ostalpen, aber dieser Raum ist durch seine Bodenschätze an Salz und Kupfer gegenüber seiner weiteren Umgebung ausgezeichnet. Wenn die Anfänge der Jungsteinzeit hier, sowie anderswo, noch nicht näher erkennbar sind, so ist immerhin festzustellen, daß sich in Salzburg überkommene Formen der Mittel-

steinzeit [49]) als geometrische Kleingeräte aus Silex doch schon an vier Stellen gefunden haben. Und es ist bezeichnend, daß von diesen vier Stellen deren drei solche sind, die auch vollneolithische Wohnstellen getragen haben, wie sie soeben behandelt worden sind.

In der Zeit des vollentwickelten Neolithikums nun, etwa von 2500 vor Chr. an, erweist sich der behandelte Raum bereits als besiedelt, und zwar kommt dabei als vorherrschend die Münchshöferkultur in ihrer bayerischen Ausprägung zur Geltung.

Bringt die Anzahl der behandelten Fundorte lediglich die territoriale Ausbreitung und die Besiedlungsdichte zum Ausdruck, so gibt die Ansiedlung von Salzburg-Maxglan mit ihren drei Wohneinheiten — es ist hier wohl eine Dorfschaft anzunehmen — und dem reichhaltigen Siedlungsinventar auch einigen Einblick in die Zusammensetzung, bzw. Entwicklung der Münchshöferkultur in Salzburg. Und da erweist sich diese, dem großen Kreise der donauländischen Kultur angehörige Kulturgruppe als eine sehr komplexe Erscheinung. Es kommen in ihr eine ganze Reihe kultureller Sondergruppen vollneolithischer Zeit zur Geltung, deren Bestimmung im einzelnen nicht durchgehends mit Sicherheit erfolgen kann, weil die Gesamtform der vertretenen Gefäße wegen der rudimentären Erhaltung nicht mehr feststellbar ist.

Besonders in die Augen springend prägen sich die östlichen Hauptkomponenten der Münchshöferkultur, die Lengyel- und Theißkultur aus; deutlich kommt auch die Bükkerkultur zur Geltung. Damit ist wohl auch der donauaufwärts gerichtete Anmarschweg gekennzeichnet.

Weiters machen sich aber auch bemerkbar die Stichbandkeramik wie in der Form des „bayerischen Hinkelstein" die Rössenerkultur und vielleicht auch noch die Aichbühler- und die Schussenriedergruppe. An der Herausbildung der salzburgischen Münchshöferkultur ist also nicht nur der Osten, sondern auch der Norden und Westen beteiligt. Diese Vielzahl der Kulturkomponenten deutet auch auf eine längere Dauer der Entwicklung, die nach der Siedlung Salzburg-Maxglan zwei bis drei Jahrhunderte umfassen dürfte.

Jedenfalls vollzieht sich in Salzburg in einem relativ engen zeitlichen Rahmen ein Zusammengehen der meisten Kulturgruppen, die in vollneolithischer Zeit im mitteleuropäischen Raum wirksam geworden sind. Dazu ist der Umstand besonders hervorzuheben, daß sowohl die Gewinnung von Salz als auch von Kupfer schon zur Zeit der Münchshöferkultur ihren Anfang genommen haben. Es besteht kein Zweifel, daß der Grund für diese frühe Kulturentfaltung im Vorhandensein der Bodenschätze an Salz und Kupfer zu suchen ist.

Siedlungstechnisch wird offenkundig, daß die Münchshöfergruppe nicht nur Höhensiedlungen anlegte (Rainberg in Salzburg, Schloßberg in Mattsee), sondern auch im Flachland (Salzburg-Maxglan) festen Fuß gefaßt hat.

Für ständige Mitarbeit habe ich meiner Frau Lina zu danken.

Anmerkungen.

[1]) M. Hell u. H. Koblitz, Die prähistorischen Funde vom Rainberg in Salzburg, Beitrag III zur Urgeschichte des Kronlandes Salzburg, ÖKT., XVII, 1918, Fig. 23, 12, 13, 15; Fig. 24, 5, 7.

[2]) Es sind die bei M. Hell u. H. Koblitz, a. a. O. angegebenen Stücke Fig. 23, 12, 13, 15 und Fig. 24, 5.

[3]) W. Buttler, Der donauländische und der westische Kulturkreis der jüngeren Steinzeit, Handb. d. Urgeschichte Deutschlands, II, 1938, Abb. 19.

[4]) H. Reinerth, Chronologie der jüngeren Steinzeit, 1929, Abb. 8, 17, 18.

[5]) M. Hell, Eine neolithische Muldensiedlung bei Maxglan, JfA, III, 1909, S. 209 f.

[6]) G. Kyrle ÖKT., XVII, 1918. Fig. 37, 38.

[7]) M. Hell, Zur vorgeschichtlichen Besiedlung des Landes Salzburg, Mittlg. d. Ges. f. Salzbg. Landeskunde, 64, 1924, S. 48.

[8]) M. Hell, Mesolithformen aus Salzburg, Germania, 13., 1929, S. 158 f.

[9]) M. Hell, Ein Tongefäß der Rössener Kultur vom Alpenrand, Ur- und Frühgeschichte als historische Wissenschaft, E. Wahle-Festschrift, Heidelberg, 1950, S. 127 f.

[10]) M. Hell, unpubliziert.

[11]) H. Otto-W. Witter, Handbuch der ältesten vorgeschichtlichen Metallurgie in Mitteleuropa, Leipzig, 1952. Es sind die Analysen Nr. 1296, 1299, 1306, 1156, 1159, 1152, 1154, 1167.

[12]) W. Buttler, a. a. O., Taf. 9, 3.

[13]) W. Buttler, a. a. O., Taf. 9, 8.

[14]) J. Schránil, Vorgeschichte Böhmens und Mährens, 1928, Taf. IX, 8.

[15]) P. Reinecke, Der Münchshöfer Typus im rechtsrheinischen Bayern, Der bayerische Vorgeschichtsfreund, 7, 1928—29, S. 13.

[16]) V. Milojčić, Chronologie der jüngeren Steinzeit Mittel- und Südosteuropas, 1949, Taf. 31, 14.

[17]) F. Tompa, Die Bandkeramik in Ungarn, 1930, Taf. XL, 16.

[18]) W. Buttler, a. a. O., Taf. 8, 15.

[19]) H. Reinerth, a. a. O., Abb. 6.

[20]) W. Buttler, a. a. O., S. 88.

[21]) E. Frickhinger, Bandkeramische Hüttenstelle bei Munzingen, Bez.A. Nördlingen, Germania, 13., 1929, S. 156, Abb. 2 u. 3.

[22]) A. Stocký, La Bohême à l'âge de la pierre, 1924, Pl. VIII, IX.

[23]) M. Hell, Wahle-Festschrift, 1950.

[24]) W. Buttler, a. a. O., S. 50.

[25]) F. Tompa, a. a. O., Taf. II, 9, 16.

[26]) F. Tompa, a. a. O., Taf. III, 17, Taf. V, 17.

[27]) M. Hell, Ein litzenkeramisches Gefäßbruchstück aus Salzburg, Germania, 28, 1944 bis 1950, S. 174, Abb. 3.

[28]) V. Milojčić, a. a. O., T. 38, 2, 5.

[29]) A. Stocký, a. a. O., Taf. 17, 5, 7.

[30]) R. Pittioni, Österreichs Urzeit im Bilde, 1938, Taf. 9, 8, 11.

[31]) J. Caspart, Ein jungsteinzeitliches Grab bei Zillingtal, WPZ, 21., 1934, S. 52, Abb. 1.

[32]) H. Reinerth, a. a. O., Taf. VIII, 13.

[33]) P. Reinecke, a. a. O., S. 11.

[34]) V. Milojčić, a. a. O., S. 98.

[35]) M. Hell, Die altbronzezeitlichen Ansiedlungen im salzburgischen Gebirge, ArchA., 11, 1952, S. 42 ff.

[36]) V. Milojčić, a. a. O., S. 108.

[37]) K. Hetzer u. R. Pittioni, Vier Wohngruben der Lengyelkultur in Steinabrunn, MAG, 67., 1937, S. 66 ff.

[38]) G. Bersu, Rössener Wohnhäuser vom Goldberg, OA. Neresheim, Germania, 20, 1936, Beilage 7, Abb. 2, 6.

[39]) A. Stieren, Bandkeramische Großbauten bei Bochum und ihre Parallelen in Mitteleuropa, BRGK., 33., 1943—1950, S. 80.

[40]) M. Hell, Eine bronzezeitliche Höhensiedlung bei St. Johann, MAG. 51., 1921, S. 194 ff. und Derselbe, Die altbronzezeitlichen Ansiedlungen im salzburgischen Gebirge, ArchA., 11, 1952, S. 52.

[41]) M. Hell, a. a. O., 1921, Abb. 4, 5.

[42]) M. Hell, a. a. O., 1952, Abb. 4, 5, 9, 10, Abb. 5, 7, 8.

[43]) M. Hell, a. a. O., 1952, Abb. 6, 1, 2, 3, 6.

[44]) M. Hell, Der Götschenberg bei Bischofshofen, WPZ, 14., 1927, Abb. 2, 5, 4.

[45]) H. Reinerth, a. a. O., Abb. 8, 16, 18.

[46]) M. Hell, Die neolithischen Funde vom Dürrnberg bei Hallein, WPZ, 20., 1933, Abb. 2, 28.

[47]) F. Birkner, Ur- und Vorzeit Bayerns, 1936, S. 71.

[48]) E. Frickhinger, a. a. O., Abb. 5.

[49]) M. Hell, a. a. O., 1929, S. 158 f.

Ein Münchshöfener Grab in Ufer bei Ebelsberg, Oberösterreich.

Von Franz Stroh, Linz a. D.

Mit einem anthropologischen Beitrag von Ämilian Kloiber, Linz a. D.

1. Der urgeschichtliche Befund.

Am 18. Mai 1950 meldete der in Ebelsberg wohnhafte Graphiker Hans Pertlwieser, ein Mitarbeiter des oberösterreichischen Landesmuseums, den Vorständen der urgeschichtlichen und anthropologischen Abteilung, daß er bei einer Geländebegehung in der Lößwand eines Hohlweges ein sackförmiges Profil entdeckt habe, das Tonscherben und Knochen enthalte. Bei der am nächsten Tage vom Landesmuseum vorgenommenen Untersuchung der Fundstelle zeigte sich, daß hier durch den Bagger ein urzeitliches Grab zerstört worden war. Denn die noch vorhandenen Knochen erwiesen sich als menschlich. Eine Abfallgrube kam daher nicht in Betracht.

Die Fundstelle (Abb. 1) liegt rund 175 Meter westlich vom Bauernhofe „Maier zu Reith", Katastralgemeinde Ufer, am Rande der Lößterrasse, die steil in die Traunebene abfällt. Der Löß hat hier eine Mächtigkeit von 15 Metern. Es ist jenes Gelände, auf dem im Jahre 1939 bei einem Straßenbau ein römischer Töpferofen aufgedeckt worden war [1]). Um eine Verbindung mit dem Fahrweg Ebelsberg—Ufer, der am Fuße der Terrasse verläuft, herzustellen, hatte der Besitzer des Hofes „Maier zu Reith" im Jahre 1946 mit einem Bagger einen Durchstich des Terrassenrandes vornehmen lassen, so daß ein künstlicher Hohlweg entstand, der dem Hofbesitzer nun eine kürzere Zufahrt zu seinen Au-Gründen ermöglicht und den weiten Umweg über Ebelsberg erspart. In der südlichen Wand dieses Hohlweges war das von Hans Pertlwieser gemeldete Grabprofil (Abb. 2) sichtbar, das, wie sich bei der Ausräumung zeigte, das Fußende des Hockergrabes kennzeichnete. Da die Baggerung im Jahre 1946 durchgeführt, das Grab aber erst im Jahre 1950 entdeckt wurde, müßte eigentlich angenommen werden, daß die Knochen und Scherben vier Jahre lang in der Lößwand freilagen; es kann aber auch sein, daß sie durch den Bagger verwischt wurden und erst durch das langsame Abbröckeln des Erdreiches infolge der Witterungseinflüsse allmählich zutage traten, so daß sie von Hans Pertlwieser, dem auch an dieser Stelle für seine Umsicht der gebührende Dank ausgesprochen sei, entdeckt werden konnten.

Der durch den Bagger geschaffene Aufschluß zeigt an der Fundstelle folgende Schichten: 60 cm Humus, 115 cm dunkler, verlehmter Löß, ab 175 cm Tiefe heller Löß.

In diesen war der mit dunklem Löß gefüllte Grabschacht eingetieft. Seine Höhe betrug 85 cm, seine Breite 50 cm. Die beträchtliche Tiefe — die Sohle des Grabes lag 260 cm tief — ließ allein schon auf eine sehr alte Bestattung schließen. Denn bei der für eine urzeitliche Bestattung außergewöhnlichen Tiefe muß mit einem starken Anwachsen der

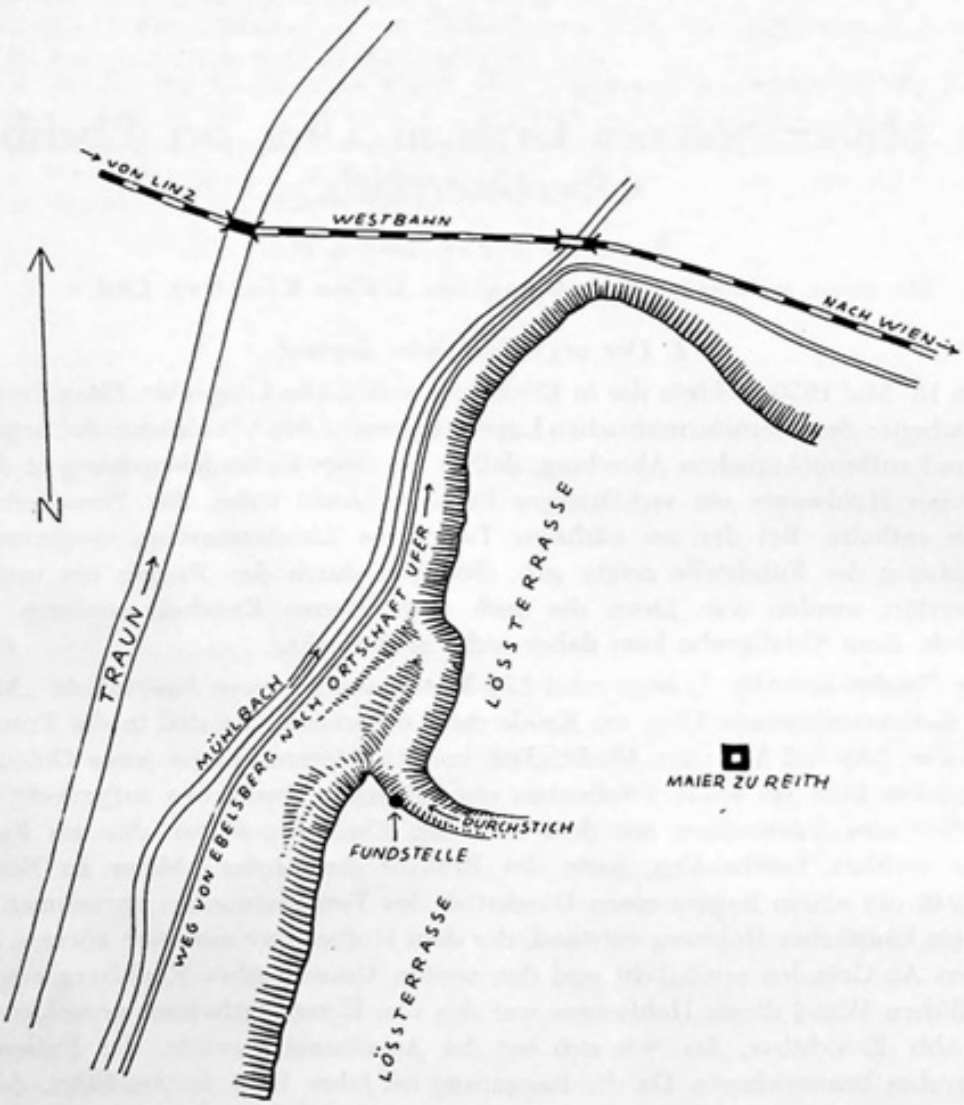


Abb. 1. Ufer bei Ebelsberg, Lageplan des Münchshöfener Grabes. Maßstab 1 : 50.000.

Verwitterungshülle und des Mutterbodens gerechnet werden. Ein Teil des Aushubes lag als mächtiger Haufen hinter dem gegenüberliegenden Rande des Hohlweges. Er wurde auf der Suche nach den fehlenden Grabresten weitgehend durchgegraben und umgelagert, ohne daß ein Knochen oder eine Tonscherbe zum Vorschein kam. Da ein Teil des ausgebaggerten Erdreiches weggeführt worden war, muß angenommen werden,

daß mit ihm auch die Skelette verschleppt wurden. Wie die Untersuchung des übrig gebliebenen Restes durch Ä. Kloiber ergab, handelt es sich um zwei Individuen, somit um eine Doppelbestattung. Den anthropologischen Bericht bringt Ä. Kloiber im Anschluß Seite 40 f.

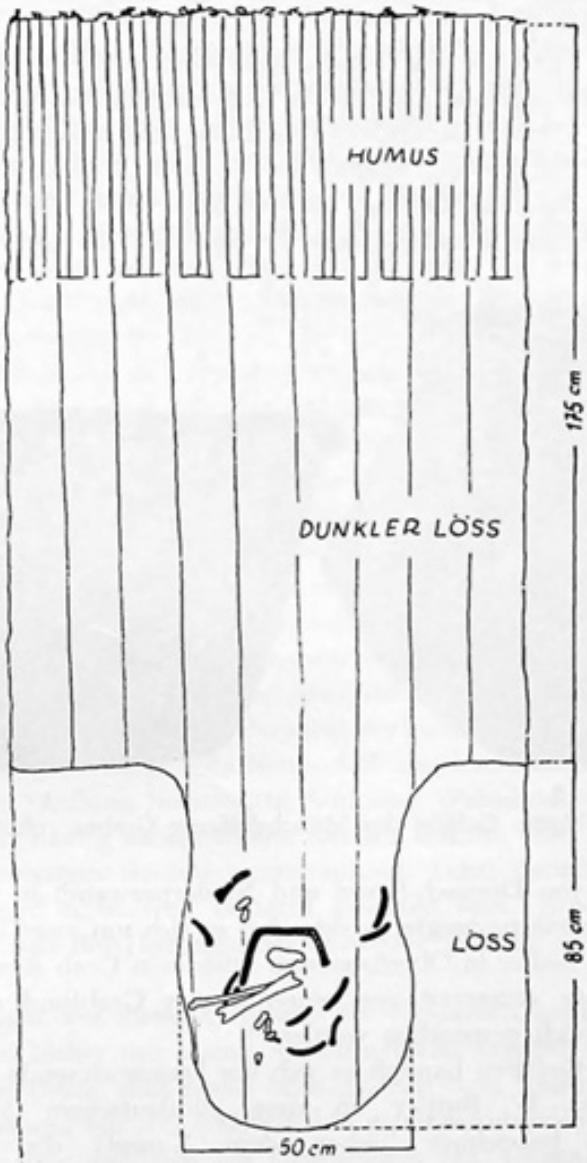


Abb. 2. Ufer bei Ebelsberg, Querschnitt durch die Fundstelle. Nach einer Zeichnung von H. Pertlwieser.

Die geborgenen Scherben ermöglichten die Zusammensetzung folgender Gefäße (Abbildung 3):

Konischer Blumentopfbecher aus braunem Ton, glatt, Höhe 10.4 cm, Randdurchmesser 16.5 cm, Bodendurchmesser 10.5 cm; dicht am Rande zwei Griffknöpfe von 1.1 cm Durchmesser. Vermutlich besaß das Gefäß nach Analogien vier Knöpfe. Die entsprechenden Randscherben mit den zwei anderen Knöpfen fehlen; das zweite Knopfpaar konnte daher mit völliger Sicherheit nicht nachgebildet werden (Inv.-Nr. A 4819, Abb. 3/1).

Bauchige Flasche aus feinem, hellbraunem Ton (beige) mit ausladendem Hals und einfachem Mundsaum, glatt, Höhe 11.6 cm, Randdurchmesser 8.3 cm, Bodendurchmesser 4.0 cm, größter Durchmesser 11.5 cm. Am Bauchknick sitzen vier gegenständige Griffknöpfe von 1.0 cm Durchmesser (Inv.-Nr. A 4820, Abb. 3/2).

Schon vor der Zusammensetzung der Gefäße ließen die Bruchstücke mit den Knöpfen auf Tonware von Münchshöfener Art schließen. Entsprechungen lagen bereits



2 1

Abb. 3. Ufer bei Ebelsberg, Gefäße des Münchshöfener Grabes. phot. O.ö. Landesmuseum.

aus den Siedlungen von Dornach-Saxen und Niederperwendt in Oberösterreich vor [2]). Nach der Wiederherstellung zeigte es sich, daß es sich um zwei Leitformen der Bandkeramik handelt. Da bisher in Oberösterreich noch kein Grab dieser jungsteinzeitlichen Kultur vorlag, konnte seinerzeit von einem ersten Grabfund der bandkeramischen Kultur in Oberösterreich gesprochen werden [3]).

Bei den beiden Gefäßen handelt es sich um kennzeichnende donauländische Leitformen, wie bereits W. Buttler an dem süddeutschem Material feststellte [4]). Auch H. Reinerth bezeichnet (neben dem Kumpf) die weitgebauchte Flasche als durchlaufende Leitform der süddeutschen Bandkeramik; ihr besonderes Merkmal ist der Griffknopf, aus dem sich dann die senkrecht durchlochte Tragöse entwickelt [5]). Ebenso konnte A. Hrodegh in seiner Arbeit über die Neolithkeramik des niederösterreichischen Manhartsgebietes auf das flaschenförmige Gefäß hinweisen und bemerken: „Knöpfe finden sich massenhaft" [6]). Flaschen mit Griffknöpfen sind auch in den bandkeramischen Kulturen Böhmens vorhanden [7]). In

jüngster Zeit wurde ein derartiges Gefäß aus Vochov bei Pilsen bekannt, das der Spiralbandkeramik angehört [8]). Es zeigt große Verwandtschaft mit der Flasche von Ufer, nur daß die paarigen Griffknöpfe nicht in einer Ebene liegen und der Hals kürzer ist. Weitgehende Übereinstimmung mit unserer Flasche zeigt das Münchshöfener „Dreikegelgefäß" aus Maxglan; M. Hell schreibt: „Beim Bau der Autobahn haben wir 1941 in Salzburg-Maxglan eine Wohnstelle der Münchshöfer Kultur aufgedeckt, die viel bezeichnende Keramik enthält. Darunter sind mehrfach kleine Dreikegelgefäße aus feinem gelbbraunem Ton vertreten, von denen ein Stück zum Vergleich (Abb. 3) vorgelegt wird. Am Bauchknick sitzen kleine, knopfartige Buckel. Die Bodenweite beträgt 4.0 cm, Bauchweite 9.2, Halsweite 5.6 cm. Die zwei anderen Gefäße sind von gleicher Form und haben ebenfalls kleine Tonknöpfe am Bauchknick" [9]). Wir erinnern daran, daß unsere Flasche ebenfalls beigefarben ist und einen Bodendurchmesser von 4.0 cm besitzt. Schließlich sei noch erwähnt, daß das Museum der Stadt Regensburg eine ähnliche, aber etwas stärker profilierte Flasche besitzt, die aus einer Münchshöfener Siedlung in Künzing stammt [10]).

Weniger Parallelen bieten sich für den weitmündigen Becher mit den Randknöpfen, der aber dessenungeachtet doch als donauländische Leitform gelten darf. Kunstlos geformte, napfartige Becher, die allerdings nicht streng konisch, sondern leicht geschweift sind, kennen wir aus der Linearkeramik Mährens [11]). Rein konische Formen weisen ein becherförmiger Napf der böhmischen Stichbandkeramik [12]) und ein weitmündiger Napf der Jordansmühler Kultur auf [13]).

Im Hinblick auf die salzburgischen und bayerischen Parallelen und auf das bereits vorliegende Fundmaterial von Dornach-Saxen und Niederperwendt ist das Doppelgrab von Ufer der Münchshöfener Kultur zuzuweisen, für die nun auch die Leitform des Blumentopfbechers belegt ist. Nach einer schriftlichen Mitteilung von M. Hell ist im Maxglaner Material dafür noch keine Parallele vorhanden. Das Doppelgrab auf dem Löß von Ufer-Ebelsberg bestätigt aufs Neue, daß der donauländische Bauer die waldfreien Lößflächen zur Siedlung bevorzugte. Um eine Wohnbestattung, wie sie für die donauländische Kultur häufig nachgewiesen werden konnte, wird es sich in Ufer kaum gehandelt haben; wenigstens deutete stratigraphisch nichts darauf hin. Aber die dazu gehörige Siedlung wird nicht weit entfernt gewesen sein. Aus dem Jordansmühler Bereich ist bekannt, daß die Hockergräber entweder in oder neben den Hausgruben liegen.

Wenn E. Beninger vor zwanzig Jahren für Niederösterreich feststellte, daß aus neolithischen Gräbern bisher nur wenig Skelettmaterial gerettet werden konnte [14]), so trifft dies für Oberösterreich auch heute noch zu. Aus dem schnurkeramischen Hockergrab von Scharlinz konnte nur die Schädelcalva geborgen werden [15]), vom Doppelgrab von Ufer liegen nur spärliche Teile der Gliedmaßen vor. Gegenüber Niederösterreich hat jedoch unser Bundesland auch nur einen sehr bescheidenen Bestand an Grabbeigaben geliefert. Außer dem schnurkeramischen Becher von Scharlinz und den beiden bandkeramischen Gefäßen von Ufer kann nur das große Serpentin-Lochbeil aus Mauthausen, das unter der Inv.-Nr. A 141 in der urgeschichtlichen Sammlung des oberösterreichischen Landesmuseums liegt, als halbwegs gesicherte Beigabe aus einem

jungsteinzeitlichen Grabe gelten. Denn von ihm ist schriftlich überliefert, daß es auf der Brust eines Skelettes lag [16]); es wurde im Jahre 1889 bei Abräumungsarbeiten im Heinrichsbruch zu Mauthausen gefunden und im Jahre 1900 vom Steinbruchbesitzer Ing. Anton Poschacher dem Museum Francisco-Carolinum in Linz gespendet [17]). Das Skelett war, wie es im vorigen Jahrhundert üblich war, als uninteressant verworfen worden. Straberger spricht in diesem Zusammenhange wohl von einem menschlichen Unterkiefer, „der einem Skelette angehörte, auf dessen Brust ein mächtiger Steinhammer lag" [18]), doch scheint dieser nicht geborgen und eingeliefert worden zu sein. Die anthropologische Abteilung des Landesmuseums besitzt zwar zwei Unterkiefer aus Mauthausen (An 41 u. 42), von denen es aber ausdrücklich heißt, daß sie im Jahre 1900 von Andreas Reischek gehoben wurden. Es handelt sich hier um Bestattungen, die bereits zur frühbronzezeitlichen Siedlung von Mauthausen gehören. Wäre mit dem Lochbeil auch das Skelett eingeliefert worden, so wäre auch die ostalpine „Pfahlbaukultur" unter den jungsteinzeitlichen Grabfunden Oberösterreichs vertreten und der Fund von Ufer bei Ebelsberg wäre dann nicht der zweite, sondern der dritte jungsteinzeitliche Grabfund des Landes.

2. Die anthropologische Auswertung.

An Skelettresten sind erhalten: die Diaphyse einer rechten Tibia, die Diaphyse einer dazugehörigen rechten Fibula. Ein Rest der distalen Epiphyse (dieser Tibia) und ebenso ein Bruchstück der distalen Epiphyse der genannten Fibula. Die proximalen Enden der genannten beiden Knochen des rechten Unterschenkels sind nahe des oberen Diaphysenendes abgesplittert. — Vorhanden sind ferner das rechte Fersenbein mit angeschmolzener Epiphyse (Calcaneus), das rechte Sprungbein (Talus), das rechte Kahnbein (Naviculare) und das rechte Würfelbein (Cuboideum). Von der linken Fußwurzel ist ein Bruchstück des Naviculare erhalten. — Vom rechten Mittelfuß liegen vor: das rechte Metatarsale I (ohne Basis), das III. Metatarsale (ohne Köpfchen), das IV. und das V. in dem selben Zustand (Abb. 4).

Von den oberen Extremitäten sind das distale Ende des rechten Radius, die Grundphalange des 2. Fingers der rechten Hand ohne Basis vorhanden, ebenso die Mittelphalange im selben Zustand.

Außer den genannten 16 Knochenstücken liegen 10 größere Splitter der erwähnten Tibia vor, sowie 1 Splitter eines sehr dünnen Röhrenknochens (Phalange?).

Von dem 2. Individuum haben sich erhalten: der 1. Schwanzbeinwirbel (proximaler Teil des os coccygis) sowie ein Bruchstück des Femurschaftes (Länge 3 mm). Diese beiden Stücke reichen aus, um wenigstens die Altersdiagnose insoferne zu geben, als es sich nicht um eine kindliche oder jugendliche, sondern um eine erwachsene Person handelt (adult-matur-senil).

Um eine Kleinigkeit ergiebiger sind die zuerst erwähnten Knochen, die einem etwa 17jährigen Menschen angehören, der eher weiblichen Geschlechtes gewesen sein dürfte. Zwischen der geringen Größe der beiden Unterschenkelknochen und der beträchtlicheren der Fußwurzel- und der Mittelfußknochen besteht insoferne eine Inkongruenz, als das seinerzeitige Wesen dem Knochenbau nach eher kleine und zarte Knochen des Unter-

schenkels mit eher großen und kräftigen Knochen des Fußes vereint hat. Die an fast jedem Knochen dieses Skeletts feststellbaren Anzeichen der Jugendlichkeit sind vor allem am Calcaneus, an den distalen Epiphysen von Tibia und Fibula und an den 4 erhaltenen Metatarsalien festzustellen.



Abb. 4. Ufer bei Ebelsberg. Calcaneus, Metatarsus I u. III. $^1/_1$ n. Gr. Zeichnung H. Pertlwieser.

Maße.

Talus:	1.	Länge des Talus	42 mm
	2.	Breite des Talus	33 mm
	4.	Länge der Trochlea tali	24 mm
	5.	Breite der Trochlea tali	23 mm
		L. B. I. des Talus	79
		Index der Trochlealänge	57
		Talus-Trochlea B. I.	70
		Trochlea-Index	96
Calcaneus:	1.	größte Länge des Calcaneus . . .	63 mm
	1. a)	ganze Länge des Calcaneus . .	59 mm
	2.	mittlere Breite des Calcaneus . .	34 mm
	4.	Höhe des Calcaneus	32 mm
	5.	Länge des Corpus calcanei . . .	42 mm

	L. B. I. des Calcaneus	54	
	L. H. I. des Calcaneus	54	
	Corpus-Längen-Index	67	
Os cuboideum:	1. mediale Länge	29	mm
	2. laterale Länge	25	mm
	Längen-Index	86	
Metatarsale I:	Länge	46	mm
Metatarsale III:	Länge	48	mm
Metatarsale IV:	Länge	46	mm
	(beachte den fehlenden proximalen Anteil):		

Demnach birgt das 1950 in der Lößterrasse der Katastralgemeinde Ufer bei Ebelsberg hoch über dem rechten Traunufer gefundene und durch Baggerarbeiten gestörte Skelettgrab die Reste zweier menschlicher Individuen, von denen das im wesentlichen erhaltene rechte Fußskelett samt Schien- und Wadenbein einem jugendlichen und eher weiblichen Individuum von etwa 17 Jahren angehört, während die beiden kleinen Knochenstücke nichtjugendlichen Zustandes von einer erwachsenen Person stammen, deren Geschlecht nicht mehr ermittelt werden kann.

Anmerkungen.

[1]) F. Stroh, Ein römischer Töpferofen bei Ebelsberg. Jahrbuch des oö. Musealvereines, 92., 1947, S. 211.

[2]) H. Wunder-F. Wiesinger-R. Pittioni, Zwei Siedlungen der Münchshöfer Kultur in Oberösterreich. Germania 19., 1935, S. 200, Tafel 27, Nr. 10, Tafel 28, Nr. 8 u. 12.

[3]) Jahrbuch des oö. Musealvereines, 96., 1951, S. 16 und S. 29; Fundmeldedienst April 1953, S. 3.

[4]) W. Buttler, Der donauländische und der westische Kulturkreis der Jüngeren Steinzeit. Handbuch der Urgeschichte Deutschlands, 2., 1938, Abb. 16, Nr. 19, 20, 21 u. Nr. 26.

[5]) H. Reinerth, Die Chronologie der Jüngeren Steinzeit, 1923, S. 23, Tafel I, 2, I, 3, III, 8.

[6]) A. Hrodegh, Studien über die Neolithkeramik des niederösterreichischen Manhartsgebietes, MAG., LIV., 1924, S. 56.

[7]) A. Stocký, La Bohème Préhistorique, I., 1929, Tafel VIII, 27, XX, 15.

[8]) Archeologicke rozhledy, V., 1923, Sesit 4, Obr. 205.

[9]) M. Hell, Ein litzenkeramisches Gefäßbruchstück aus Salzburg. Germania, 28., 1944 bis 1950, S. 174 u. Abb. 3, S. 175.

[10]) Nach einer mündlichen Mitteilung von cand. phil. Lothar Süß, Marburg a. Lahn.

[11]) Reallexikon, II., 1925, Tafel 22, b, 2, 3.

[12]) A. Stocký, a. a. O., Tafel XLII, 4.

[13]) Reallexikon, VI., 1926, Tafel 52, d.

[14]) E. Beninger, Zur Neolithforschung in Niederösterreich, WPZ., XX., 1933, S. 1.

[15]) F. Stroh, Ein schnurkeramisches Hockergrab in Linz a. D., Germania, 24., 1940, S. 82 ff. u. Abb. 1. — Ä. Kloiber, Der schnurkeramische Schädel von Scharlinz. MAG., LXX., 1940, S. 262.

[16]) J. Straberger, Arbeitsbericht über 1900, MAG., XXXI., 1901, S. [29].

[17]) 59. Jahresbericht des Museums Franc. Carol., 1901, L, 4.

Zur Vorgeschichte der Markomannenkriege.

Von Rudolf Noll, Wien.

Die unter dem Namen „Markomannenkriege" bekannten militärischen Operationen des Römischen Reiches an der Nordfront des Imperiums, die unter dem persönlichen Oberbefehl des Kaisers Marcus Aurelius durch fast anderthalb Jahrzehnte und unter Aufbietung aller militärischen Machtmittel des Reiches mit wechselndem Erfolg gegen die alliierten Streitkräfte der germanischen Grenzvölker durchgeführt wurden, haben sowohl im Altertum als auch bei den Historikern der Neuzeit große Beachtung gefunden [1]). Und dies mit Recht. Denn was den Zeitgenossen dieser gewaltigen Auseinandersetzung zwischen Nord und Süd wohl kaum in seiner ganzen Tragweite und Schicksalhaftigkeit durchschaubar, höchstens instinktiv erahnbar war — wir erkennen es heute deutlich: die Markomannenkriege bilden eine Zäsur im Ablauf der römischen Geschichte, ja man kann, da ein Weltreich davon getroffen wurde, ohne Übertreibung sagen, daß sie einen weltgeschichtlichen Wendepunkt bedeuten. Nicht mit Unrecht, wie mir scheint, hat man die Markomannenkriege als das Vorspiel zu den umwälzenden Geschehnissen der Völkerwanderungszeit bezeichnet. Tatsächlich lassen sich auf vielen Gebieten des menschlichen Lebens die nachhaltigen Folgen dieses großen Krieges nachweisen: in der Außenpolitik des Reiches ebenso gut wie in seiner Innenpolitik, auf militärischem Gebiete und auf dem kulturellen Sektor. Nicht minder wichtig ist ferner die Feststellung, daß die Bewohner weiter Landstriche, die vom Kriegsschrecken betroffen worden waren, infolge der bitterbösen Erfahrungen jener Jahre ein bleibendes Trauma insofern davontrugen, als ihnen das einstige stolze Gefühl der Selbstsicherheit, die Selbstverständlichkeit ihrer securitas, d. h. aber die Grundlage jeder gedeihlichen Aufwärtsentwicklung, gründlich abhandengekommen war. Die einschneidende Bedeutung der Markomannenkriege für den uns hier vorwiegend interessierenden norisch-pannonischen Raum ist also unbestritten.

Nun kann man sich allerdings des Eindrucks nicht erwehren, daß in den letzten Jahren — von an sich durchaus richtigen Ansatzpunkten aus — die römerzeitliche Forschungsarbeit Österreichs in zunehmendem Maße dazu neigt, Brand- und Zerstörungsschichten, d. h. also „Katastrophenbefunde", die sich als aus dem 2. Jh. n. Chr. stammend erweisen, allzu bereitwillig auf die Markomanneneinfälle zurückzuführen. Eine derartige Praxis in der Ausdeutung von Grabungsbefunden, die sich offenkundig anhaltender Beliebtheit erfreut, ruft Bedenken hervor. Sie birgt nämlich in sich die Gefahr der ursächlichen Mißdeutung eines Katastrophenbefundes und bildet gleicherweise eine

Gefahr für die zutreffende Datierung derartiger Katastrophenbefunde [2]). Gewisse Beobachtungen lassen nun den Verdacht aufkommen, daß vielleicht schon vor dem Ausbruch der Markomannenkriege im norisch-pannonischen Raum die Jahre doch nicht so ungestört dahingingen, wie man zumeist anzunehmen geneigt ist.

Den Beweis dafür erbringen zu wollen, dürfte als ein einigermaßen gewagtes Unterfangen betrachtet werden, da mit der Regierungszeit des Kaisers Antoninus Pius weitgehend die Vorstellung von einer ungetrübten Friedensperiode verbunden ist und der Ausbruch der Markomannenkriege unter Kaiser Mark Aurel als eine unvermittelt, schlagartig hereinbrechende Katastrophe dargestellt zu werden pflegt. Zu dieser Anschauungsweise zwei Beispiele aus der Literatur der jüngsten Vergangenheit, beide Male Äußerungen von sonst guten Kennern der römischen Geschichte an der mittleren Donau: F. Miltner [3]) meint, es dünkte den römischen Staatslenkern „ein böser verwirrender Zufall, daß die Germanenstämme ... aus dem böhmisch-mährischen Raum losbrachen, die Stromwehr überrannten und tief in vor kurzem noch ruhiges, friedliches römisches Land einbrachen"; er fährt fort: „Und doch hätte sich einem vorsichtigen, sorgsamen Beobachter diese Entwicklung in den Gauen nördlich der Donau schon seit Jahrzehnten angekündigt." Und an die Bemerkung, daß Rom der stetigen germanischen Unterwanderung keine Beachtung geschenkt habe, schließt Miltner den Satz an: „Um so überraschter war es, als das Gerinsel zu einem See gestaut war und plötzlich losbrach" [4]). — Das andere Beispiel: A. A. Barb [5]) betont, wiewohl er gewisse Anzeichen einer durch Bevölkerungsüberschuß sich ergebenden Spannung vermerkt, gleichfalls das katastrophale Überraschungsmoment des für die Römer unvermuteten Kriegsausbruches, indem er schreibt, der Einfall wäre „wie ein Blitz aus heiterem Himmel" gekommen.

Die zitierten Ansichten sind, wie ich glaube, im wesentlichen falsch. Bevor aber im folgenden der Beweis für diese Behauptung versucht wird, sei angesichts der aufgezeigten Meinungsverschiedenheit doch zunächst die Frage erörtert, wieso es zu dieser m. E. unzutreffenden Beurteilung der vor den Markomannenkriegen liegenden Epoche, d. h. der Regierungszeit des Antoninus Pius kommen konnte. Der Fehlerquellen für die eben kritisierte Ansicht gibt es mehrere. Eine davon ist die sehr spärliche historische Überlieferung. Eine andere ist die ungenügende Beachtung gewisser uns noch erhaltener literarischer Nachrichten. Ferner verstellte das vorherrschende Bild von der ungetrübten Friedenszeit unter Antoninus Pius vielfach den Blick auf die Realität. Wie stark eine solche Voreingenommenheit zum Ausdruck kommen kann, erhellt z. B. aus dem Antoninus Pius-Artikel von P. v. Rohden [6]), der eben den Abschnitt seiner Darstellung, wo er die Kriege dieses Kaisers fein säuberlich aufzählt, mit den Worten einleitet: „Die Regierung des Pius war im allgemeinen eine überaus friedliche." Und auch Zwikker (S. 71) spricht von der „friedlichen Regierung des Antoninus Pius"! Urheber dieses stark verzeichneten Geschichtsbildes ist übrigens ein Zeitgenosse des Antoninus Pius selbst: jener angesehene Rhetor P. Aelius Aristides, der in seiner berühmten Lobeshymne auf Rom das Grundthema für die Variationen der späteren Lobredner des „Goldenen Zeitalters" unter Antoninus Pius in volltönenden Akkorden anschlug. Er, der seine Rede in Rom schrieb, er wußte natürlich in der Hauptstadt des Weltreiches sehr wohl, wie es

um die Wirklichkeit bestellt war und daß der Kaiser in seiner bisherigen Regierungszeit schon mehr als einen harten Krieg geführt hatte. Aber das paßte nicht zu dem ihm und seinen Zeitgenossen lieben Bild von der glücklichen Pax Romana: man wollte die Inkongruenz zwischen Wunschtraum und Realität einfach nicht wahrhaben. Also ein tragisches Beispiel einer echten psychologischen Krise, die übrigens durchaus organisch mit manch anderen krisenhaften Symptomen jenes Zeitalters verwachsen ist [7]). Ein weiterer und zwar sehr ausschlaggebender Grund für die unzutreffende Beurteilung der Lage an der Donaufront unter Antoninus Pius dürfte darin zu suchen sein, daß man sich bislang nicht der Aufgabe unterzogen hat, wirklich das gesamte dafür in Frage kommende, allerdings recht zerstreute und verschiedenartige Material zusammenzustellen und auf seine Aussagen hin zu untersuchen. Offenbar bestand bisher kein rechter Anlaß zu einer solchen umfassenden Fragestellung. Vielmehr scheint der Ernst der außenpolitischen Lage des Reiches unter Antoninus Pius von der Geschichtsschreibung bisweilen auch deshalb verkannt worden zu sein, weil unter diesem Kaiser nicht nur keine Gebietsverluste eingetreten sind, im Gegenteil sogar gewisse Gebietserweiterungen (z. B. in Britannien Vorverlegung der Nordgrenze bis zum „Antoninswall", am obergermanischen Limes eine mit Bodengewinn bis zu 30 km Tiefe verbundene Frontbegradigung) vorgenommen werden konnten. Kurzum, das Fazit ist, wie vorher an charakteristischen Beispielen dargetan wurde, daß in der Vorstellung und Darstellung mancher Historiker die Markomannenkriege in einer Art Blendwirkung alle vorangehenden Ereignisse an der Donaufront überschattet und damit dem Blickfeld entzogen haben.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen nun aber zu unserer Kernfrage: Ist Rom vom Ausbruch der Markomannenkriege wirklich überrascht worden oder gibt es Anzeichen dafür, die man in ihrer Gesamtheit als ein Vorspiel zum großen Markomanneneinfall unter Mark Aurel bezeichnen kann, solche Anzeichen, die den Schluß gestatten, daß die Römer durchaus „im Bilde" waren?

Zunächst zur ersten Halbfrage. Sie läßt sich, so lückenhaft und mehrdeutig unsere Überlieferung auch in manchen Punkten ist, mit einer solchen Bestimmtheit beantworten, daß man sich eigentlich wundern muß, wieso noch eine andere Meinung Platz finden konnte. In der Biographie des Kaisers Mark Aurel [8]) heißt es nämlich ganz eindeutig: „Während des Partherkrieges (d. i. also 162—166) entstand der Markomannenkrieg, der dank der Geschicklichkeit der örtlichen Faktoren lange Zeit in Schwebe gehalten wurde, damit erst nach Beendigung des Ostfeldzuges der Markomannenkrieg geführt werden könnte." Durch diese unzweideutige Formulierung erscheint die „Überraschungs-These" klipp und klar widerlegt. Die eben angeführte präzise und unverdächtige Aussage des Biographen gestattet aber auch die Behauptung, daß Rom ebensowohl und von Anfang an — nicht etwa erst im Nachhinein — über die wahren Hintergründe der vor dem eigentlichen Kriegsausbruch erfolgten Völkerbewegungen jenseits der Grenze unterrichtet war; denn wenig später berichtet der Biograph [9]): „Die Viktualen und die Markomannen brachten alles in Unruhe; auch andere Völker, die von den weiter oben wohnenden Barbaren verjagt worden und geflüchtet waren, drohten mit Krieg, wenn sie nicht Aufnahme fänden." Daß man an maßgebender Stelle diese

Einsicht nicht erst post festum gewonnen habe und daß der Markomannenkrieg für die Römer nicht unvermutet gekommen sei, ergibt sich aber schon allein aus der Überlegung, daß die örtlichen Befehlshaber sowohl durch den „kleinen Grenzverkehr" wie durch den regen Handelsverkehr, der ja nicht nur von einheimischen, sondern auch von römischen Kaufleuten und Händlern betrieben wurde, zweifellos Kenntnis von gewissen Spannungen und Vorbereitungen jenseits der Grenze gehabt haben müssen. Und dies namentlich an einem so bedeutenden Einfallstor wie es Carnuntum infolge seiner Lage an der „Bernsteinstraße" war [10]).

Sollte aber alldem gegenüber zugunsten der „Überraschungs-These" vorgebracht werden, daß die Mißerfolge der römischen Grenzverteidigung zu Anfang des Krieges eben doch auf das Konto einer Überrumpelung zu setzen wären, so ist darauf folgendes zu sagen: Unter den damals gegebenen Umständen war ein Versagen der Abwehrmaßnahmen kaum zu vermeiden gewesen. Denn ein verhängnisvolles Schicksal fügte es bekanntlich so, daß zur gleichen Zeit ein nach einem mehrjährigen, harten Feldzug im Nahen Osten der Auffüllung und Erholung bedürftiges Heer zurückkam, daß eine Hungersnot ausbrach, daß infolge der aus dem Orient eingeschleppten Pest — die fürchterlichste Epidemie des Altertums überhaupt — ein Massensterben im ganzen Reiche einsetzte und so alles militärische und zivile Leben gleicherweise lähmte, während in Kenntnis und unter Ausnützung dieser Notlage die gewaltigste Koalition der Gegner losschlug, der sich Rom bis dahin gegenüber gesehen hatte. Daß ein solches Zusammentreffen von Katastrophen eben über die Kräfte des Reiches gehen mußte, dafür dürfte eine Generation mit ähnlichen Erfahrungen aus zwei Weltkriegen mehr Verständnis aufbringen als jede frühere.

Und nun zur zweiten Frage, ob und welche Indizien zu der Annahme berechtigen, daß schon vor den Markomannenkriegen, unter Antoninus Pius, im norisch-pannonischen Raum Gewitterstimmung von zunehmender Spannung geherrscht haben muß.

Als Kaiser Antoninus Pius im Juni des Jahres 138 die Regierung antrat, waren erst wenige Monate vergangen, seit der designierte Thronfolger Hadrians, L. Aelius Caesar, aus Pannonien heimgekehrt war, wohin er sich im Sommer 136, mit proconsularischer Gewalt ausgestattet, begeben hatte, um dort Ordnung zu schaffen [11]). Daß die anderthalbjährige Abwesenheit des Thronfolgers mit ernst zu nehmenden Verwicklungen (uns freilich nicht näher bekannter Art) an der pannonischen Grenze und entsprechenden militärischen Gegenmaßnahmen zusammenhängt, ergibt sich aus dem Satze seiner Lebensbeschreibung [12]): „Er führte seine Aufgabe gut oder besser gesagt: mit Glück durch und verschaffte sich so den Ruf eines zwar nicht erstklassigen, immerhin aber mittelguten Kommandanten." Daß die Ornamenta triumphalia, die T. Haterius Nepos, Statthalter von Oberpannonien, noch unter Hadrian erhalten hat, mit erfolgreichen militärischen Aktionen dieser Jahre im Zusammenhang stehen, ist eine ansprechende Vermutung Ritterlings. Daß jene Siegesmünzen des Jahres 139, die sich nach P. Strack [13]) „nicht sicher einordnen lassen, vielleicht aber auf die damals schon ausgebrochenen Kämpfe in Britannien zu beziehen sind", möglicherweise ebensogut — oder noch besser — auf den Abschluß der Kampfhandlungen in Pannonien zurückgehen, ist eine Vermutung, die ich hier wenigstens zur Diskussion stellen möchte.

Das also war die Lage an der mittleren Donau, als Antoninus Pius den Thron bestieg. Während seiner mehr als zwanzigjährigen Regierungszeit hat es an fast allen Grenzen des Reiches Krieg und Aufstand gegeben, oft mehrmals im selben Gebiet. Aber *die literarische* (also inoffizielle) *Überlieferung* nahm davon nicht viel Kenntnis, entsprechend der vorher charakterisierten Mentalität jener pazifistisch eingestellten Epoche: „Wenn irgendeinmal Kriege entstanden, dann glaubt man nicht daran, vielmehr nimmt die Masse nur wie von irgendeiner Sage Kenntnis davon. Und gar wenn es irgendwo weit draußen zum Kampfe kam, was ja in einem unermeßlich großen Reiche natürlich ist, ... dann gingen die Ereignisse und die Nachrichten darüber gerade so flüchtig wie Sagen vorüber", sagt Aelius Aristides [14]). Kein Wunder also, daß die mannigfachen Kampfhandlungen unter Antoninus Pius nur mit ein paar dürren Worten ganz summarisch Erwähnung finden. Ins rechte Licht aber werden bis zu einem gewissen Grade die Dinge durch die Aussagen der (offiziellen) Reichsprägung gerückt. Sie erweist sich als wesentlich objektiver, denn sie zeigt „ein sehr viel lebhafteres Interesse für die Kämpfe an den Grenzen des Reiches. Nur wenige Jahre sind völlig von Kriegstypen frei, in anderen tritt dieses Motiv beherrschend hervor ..." [15]). Die einzige literarische Nachricht von einiger Ausführlichkeit steht in der Biographie des Kaisers [16]) und lautet: „Durch seine Statthalter führte er sehr viele Kriege. Er besiegte nämlich durch den Statthalter Lollius Urbicus die Britannen ... und die Mauren zwang er um Frieden zu bitten und die G e r m a n e n und Daker und viele andere Völker und dazu die aufständischen Juden schlug er nieder ... ebenso unterdrückte er in Achaia und Ägypten Aufstände. Die ungebärdigen Alanen hat er oft gebändigt." Die sonstige literarische Überlieferung zu den Kriegen des Antoninus Pius [17]) ergibt nichts und eine Inschrift aus Rom [18]) sagt auch nur ganz allgemein, daß der Kaiser die „Germanen im Kriege gebändigt" hat.

Unter diesen Umständen erscheint es recht aussichtslos, eine Lokalisierung der eindeutig bezeugten Germanenkämpfe — selbst im weitesten Rahmen — zu versuchen. Immerhin besteht wenigstens in der Frage, ob an Rheingermanen oder Donaugermanen zu denken ist, ziemliche Übereinstimmung und zwar zugunsten der letzteren. Schon E. Ritterling [19]) hielt es für zweifelhaft, daß die fraglichen Germanenkämpfe im Zusammenhang mit der Vorverlegung des obergermanischen Limes stünden, und wollte sie eher auf „Verwicklungen mit den nördlich der mittleren Donau sitzenden Stämmen" beziehen. P. Strack [20]) betont zwar die Schwierigkeit einer Entscheidung, äußert aber doch auch Bedenken, die Kämpfe in das Rheingebiet zu verlegen. Die Unwahrscheinlichkeit, daß die Kämpfe an der Rheingrenze stattgefunden haben, begründete schließlich W. Hüttl [21]) recht einleuchtend mit dem Hinweis, daß man die nach dem Sieg in Britannien an den germanischen Limes umgesiedelten Brittonen — also eine durchaus unzuverlässige Bevölkerungsgruppe — aus ganz selbstverständlichen Sicherheitsgründen niemals in einem Grenzdistrikt untergebracht hätte, dessen man sich nicht ganz sicher fühlen durfte. Somit bleiben auch für Hüttl am wahrscheinlichsten Germanenstämme an der mittleren Donau übrig. Entschiedener als P. Strack betont endlich W. Hüttl die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß die überlieferten Kämpfe in eine Abfolge von Ereignissen gehören, als deren markanter Abschluß uns die Ein-

setzung eines quadischen Königs durch Kaiser Antoninus Pius bekannt ist (darüber mehr im folgenden).

Als Ergebnis der Befragung der dürftigen literarischen Überlieferung darf doch immerhin gebucht werden, daß die unter Antoninus Pius stattgefundenen Germanenkämpfe mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den Raum an der mittleren Donau getroffen haben.

Erfreulicherweise hilft *die epigraphische Überlieferung* einen Schritt weiter. Vier Inschriften sind es, ganz zufällig erhaltene Zeugnisse, deren Aussagen durch einen gewissen Consensus aber bedeutend an Gewicht gewinnen.

Die erste ist eine nach der Kaisertitulatur zwischen 140 und 144 datierte Bauinschrift [22]), welche die Garnison des Kastells von Traismauer, die Ala I Augusta Thracum, zu Ehren des Antoninus Pius gesetzt hat. Ob sich die Inschrift auf einen Neubau oder einen durch die geänderten Verhältnisse notwendig gewordenen Umbau bezieht, ist dabei für unsere Untersuchung von geringerem Belang; es bleibt für alle Fälle die bemerkenswerte Tatsache bestehen, daß man damals die Aufwendungen für dieses ostnorische Donaukastell als erforderlich erachtete.

Die drei übrigen Inschriften stehen auf Meilensteinen. Beachtenswert ist schon einmal, daß sie im selben Zeitraum gesetzt wurden, aus dem die eben angeführte Bauinschrift stammt: alle drei sind in das Jahr 143 datiert. Der erste [23]) stand bei Inzersdorf an der von Wien nach Süd laufenden Straße, der zweite [24]) bei Schwechat, also an der Verbindungsstraße zwischen den Legionsfestungen Vindobona und Carnuntum, und der dritte [25]) endlich an der nicht minder wichtigen Reichsstraße, die von Carnuntum aus gegen das Hinterland führte.

Aus einem militärgeographisch eindeutig charakterisierten Frontabschnitt, dessen strategische Wichtigkeit durch zwei so nahe beieinanderliegende Festungen genügend betont ist, liegen also — zufällig — drei aus genau demselben Jahre stammende Zeugnisse für Straßenbauten vor. Darin unabweislich gewordene Sicherungsarbeiten zu erblicken, scheint mir im Zusammenhalt mit den übrigen Indizien eine durchaus erlaubte Schlußfolgerung zu sein.

Als derartige Sicherungsmaßnahmen offenbaren sich ferner *Verstärkungen am Limes,* die mit großer Wahrscheinlichkeit in hadrianisch-antoninischer Zeit vorgenommen wurden. Abgesehen von der oben erwähnten Ala I Augusta Thracum in Traismauer, zählen hierher: die Cohors I Flavia Brittonum milliaria, die in das Kastell Pöchlarn verlegt wurde [26]), die Cohors I Aelia Brittonum milliaria in Mautern [27]), und die Cohors I Aelia Caes(ariensis?) milliaria sagittariorum equitata [28]), die in Klosterneuburg den Flankenschutz für Wien zu übernehmen hatte. Daß derartige nicht unerhebliche Aufwendungen an Menschen und Material nicht grund- und zwecklos gemacht worden sein werden, versteht sich von selbst. Klar ist aber auch, daß eine solche Verstärkung der Donaufront zumindest eine Versteifung der Verhältnisse an der Grenze verrät, wenn sie nicht sogar als Ausdruck sehr konkreter Befürchtungen zu werten ist, daß eine latente Krise plötzlich militärisch akut werden könnte [29]).

In diesem Zusammenhang ist auch jener römischen *Vorposten im Limesvorland* nördlich der Donau zu gedenken, deren wir nun schon eine ganze Reihe kennen: auf



Abb. 1, 1: Sesterz des Trajan mit REX PARTHIS DATVS .
2: Sesterz des Antoninus Pius mit REX QVADIS DATVS.
3: Sesterz des Antoninus Pius mit REX ARMENIIS DATVS.

niederösterreichischem Boden etwa Stillfried an der March (Bernsteinstraße!), Niederleis und Oberleiserberg; in Mähren Muschau (Mušov); in der Slowakei: Stampfen (Stupava, Stomfa), Theben (Devín, Dévény), Preßburg (Bratislava, Pozsony), Leányvár (gegenüber Brigetio), Biňa (Bény) im Grantal — um nur die bekannteren und wichtigsten zu nennen [30]). Die Datierung der einen oder anderen Station mag in diesem oder jenem Punkte noch strittig sein, es kann jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß sie zum Großteil bereits in hadrianisch-antoninischer Zeit errichtet worden sind.

Bei dieser Gelegenheit sei noch folgendes bemerkt: es gehört nach den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, daß die an einigen der aufgezählten Stützpunkte liegenden Besatzungstruppen keineswegs immer eine reine Freude für das „Gastvolk" bedeutet haben werden und daß auch hieraus gewisse unvermeidliche Spannungen zwischen Römern und Einheimischen resultierten. Im übrigen sei zu früher Gesagtem noch nachgetragen, daß Rom nicht nur durch den Handelsverkehr, sondern auch dank seiner eben erwähnten vorgeschobenen Posten hinreichend Kenntnis von einer zunehmenden Verschärfung der Lage besessen haben muß, vom Ausbruch des Markomannenkrieges also gar nicht so überrascht gewesen sein wird, wie das moderne Autoren gelegentlich annehmen.

Zu dem bisher betrachteten literarischen und epigraphischen Quellenmaterial und den Zeugnissen aus der Militärgeschichte sowie den Römerspuren nördlich der Donau liefert schließlich *die römische Münzprägung* [31]) einen höchst bemerkenswerten Beitrag: jene bekannte Bronzemünze des Antoninus Pius (Abb. 1, 2), die den Kaiser mit dem Quadenkönig zeigt [32]). Es ist ein Sesterz, der auf der Vorderseite den Kopf des Antoninus Pius innerhalb einer Umschrift trägt, durch welche die Prägung in die Jahre 140 bis 144 datiert wird [33]). Auf der Hinterseite erläutert die umlaufende Legende REX QVADIS DATVS in lapidaren Worten die dargestellte Szene: der Quadenkönig und der römische Kaiser stehen einander gegenüber. Der mit der Toga bekleidete Kaiser hält in der Linken eine Rolle (wohl die Vertragsurkunde), mit der Rechten überreicht er dem Quaden ein Diadem. Dieser trägt den charakteristischen Spitzbart, seine Tracht besteht aus langen Gürtelhosen und Schuhen sowie einem langen, pelzverbrämten Mantel; er greift mit der Rechten nach dem dargebotenen Diadem, während er in der vorgestreckten Linken einen nicht deutbaren rundlichen Gegenstand hält. Dieser Sesterz ist „die einzige Münze, die auf diese Weise ein Klientelverhältnis der Römer mit einem Volke an der Nordfront anzeigt" [34]). Sie ist zwar oft herangezogen worden — wobei sie allerdings wiederholt falsch beschrieben wurde [35]) —, bedarf aber m. E. dennoch einer neuerlichen eindringlichen Interpretation. Eine solche hat einerseits den Charakter der Münze im Rahmen der römischen Geldprägung zu präzisieren und andererseits ihre Bedeutung innerhalb des übrigen hier vorliegenden Quellenmaterials klarzustellen. Zum zweiten Punkte kann erst am Ende dieser Untersuchung (vgl. S. 62) Abschließendes gesagt werden.

Zunächst also die Frage nach Wesen und Eigenart der Münze. Ausgangspunkt hierfür ist natürlich die Umschrift des Reverses. Die Nachsuche nach Vergleichsstücken führt zu dem bemerkenswerten Ergebnis, daß die Formel „rex . . . datus" ein außerordentlich seltener Legendentyp ist.

Vor Antoninus Pius tritt er nur ein einziges Mal auf: Als unter Kaiser Trajan im armenisch-mesopotamischen Raum die Lage eine für das römische Reich bedrohliche Entwicklung nahm und das persönliche Eingreifen des Kaisers erforderlich machte, bestand eine der Maßnahmen Trajans zur Wiederherstellung der Ordnung darin, daß er Parthamaspates in Ktesiphon zum König erhob. Aus diesem Anlaß wurde im Jahre 116 ein Sesterz mit der Beschriftung REX PARTHIS DATVS ausgegeben [36]). Das mit diesen Worten erläuterte Münzbild (Abb. 1, 1) zeigt den Kaiser in Begleitung des Präfekten auf einem Podium sitzend, eben setzt er dem Parther, der vor ihm steht und dabei dem Kaiser merkwürdigerweise den Rücken zukehrt, das Diadem auf; links begrüßt die kniende Parthia mit vorgestreckten Armen den neuen Herrn, den sie dem Beherrscher des römischen Reiches verdankt.

Antoninus Pius selbst hat die „rex . . . datus"-Legende außer auf unserer Quadenmünze nur noch einmal verwendet. Aus uns unbekannten Gründen kam es unter seiner Regierung zur Einsetzung eines armenischen Königs, und auch dieses Ereignis wurde im Münzbild festgehalten: zwischen 140 und 144, also etwa gleichzeitig mit der Quadenmünze, wurde ein Sesterz mit der Legende REX ARMENIIS DATVS herausgebracht [37]). Die Darstellung (Abb. 1, 3) zeigt — ähnlich wie auf der Quadenmünze — wieder den stehenden, mit der Toga bekleideten Kaiser, mit einer Rolle in der Linken, während er dem ihm — ähnlich wie auf der Parthermünze Trajans — mit dem Rücken zugekehrten Armenier das Diadem aufsetzt.

Nun zurück zu unserer Quadenmünze. Im Falle der Quaden ist die durch die Legende getroffene Feststellung, daß ihnen ein König gegeben worden sei, höchst auffällig; dies war ja bei ihnen als einem alten Klientelstaat eigentlich selbstverständlich, zumindest im Sinne des dem römischen Kaiser zustehenden Bestätigungsrechtes. Das hätte also keiner besonderen Hervorhebung bedurft. Das Motiv muß also ein anderes gewesen sein: die ungewöhnliche Legende läßt offensichtlich auf ein ungewöhnliches Vorkommnis schließen, dessen Propagierung gewissermaßen einer „Sondermeldung" für wert erachtet wurde. In der römischen Kaiserzeit, die die Vielfalt der modernen Nachrichtenverbreitung nicht kannte, war aber der gegebene Weg zur weitestmöglichen Unterrichtung der Öffentlichkeit von einem als wichtig angesehenen Ereignis die im Rahmen der propagandistisch planmäßig gesteuerten Münzprägung erfolgende Ausgabe einer Sondermünze, weshalb man auch mit Recht gerade die Bronzeprägungen als „the common man's gazette" bezeichnet hat [38]). Bei diesem „rex Quadis datus" kann es sich also nicht um die übliche Bestätigung, sondern muß es sich um eine unter besonderen Umständen erfolgte Einsetzung eines Quadenkönigs handeln [39]). Es liegt demnach augenscheinlich ein Eingreifen Roms zur Beseitigung aufgetretener Schwierigkeiten vor, das sicherlich mit der Ausübung eines gewissen Druckes verbunden war.

Allerdings — es genügt ein nur flüchtiger Blick auf die drei in Abb. 1 zusammengestellten Darstellungen der Investitur, um sofort des augenscheinlichen Unterschiedes in der verschiedenen Position der drei Könige gewahr zu werden. Mag sein, daß die uns so seltsam anmutende Art, wie der Parther und der Armenier das Diadem von hinten aufgesetzt erhalten, etwas mit orientalischem Hofzeremoniell zu tun hat [40]). Das tatsächliche Abhängigkeitsverhältnis wird aber auf der Parthermünze offenkundig: durch

ein mächtiges Podium emporgehoben und geschieden, krönt der sitzende römische Imperator den zu seinen Füßen stehenden Orientalen, und kniend huldigt Parthia! Hingegen der Germane: wie ein Ebenbürtiger und Gleichberechtigter, Aug in Aug mit dem Kaiser, steht er — nicht nur räumlich-sinnlich — „auf der gleichen Ebene" wie sein römischer Partner, fast gleich groß gestaltet wie dieser, während die Orientalen merkbar kleiner dargestellt werden. Und schließlich und vor allem: dem Quadenkönig wird das Diadem nicht aufgesetzt, sondern überreicht! Hinter solcher symbolischer Unterschiedlichkeit steckt Realität, und wir dürfen dessen gewiß sein, daß dem durch generationenlange Übung im Lesen und Deuten symbolischer Darstellungen geschulten Durchschnittsrömer das Sonderverhältnis seines Kaisers zum Quadenkönig hinreichend klar war.

Es bleibt noch die Frage, ob dieser außergewöhnlichen Königseinsetzung irgendwelche Kampfhandlungen vorausgegangen sind. Diese Frage kann mit dem uns gegenwärtig zur Verfügung stehenden Quellenmaterial nicht beantwortet werden. Ich möchte allerdings meinen, daß es zu keiner Anwendung von Waffengewalt gekommen ist. Wenn sich eine solche aber als notwendig erwiesen haben sollte, dann ist die Aktion sicherlich so abgelaufen, daß das römische Reichsgebiet davon nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme darf die Tatsache gebucht werden, daß es vor der quadischen Königseinsetzung — wie später noch gezeigt werden wird — keine Münzschatzfunde (als Anzeichen einer kriegerischen Bedrohung) gibt.

Jedenfalls waren die Ereignisse um die Königseinsetzung ein Zeichen für die Verschärfung der Lage an der Donau, und dieses Faktum ist irgendwie ein Markstein in der Entwicklung der Beziehungen zwischen Rom und den Nordvölkern, das heißt, wie wir jetzt sagen dürfen: den Quaden.

Das bezeugt eine besondere Art von Bodenfunden, die der Historiker oft mit großem Gewinn verwerten kann: *die Münzschatzfunde* [41]). Da diesen zur Bekräftigung meiner These die Hauptbeweislast zufällt, müssen wir uns mit ihnen genau auseinandersetzen. Es erübrigt sich hierbei, in diesem Zusammenhang Wesen und Bedeutung, Aussagemöglichkeiten und Aussagewert der Münzschatzfunde im allgemeinen zu erörtern; das ist in den letzten Jahren wiederholt geschehen [42]). Für unsere besonderen Zwecke wurden zunächst sämtliche Münzschatzfunde aus der Zeit des Antoninus Pius innerhalb des uns in der Hauptsache interessierenden norisch-pannonischen Raumes erfaßt und untersucht, die gleichzeitigen Münzschatzfunde aus den Nachbargebieten hinzugenommen. Im Verlaufe der Untersuchung erwies es sich als zweckmäßig, ja notwendig, die Münzschatzfunde aus der Zeit des Mark Aurel zwecks Parallelisierung bzw. Kontrastierung zu den Münzschatzfunden aus der Zeit des Antoninus Pius mit aufzunehmen. Die oft sehr mühselige kritische Materialaufnahme ergab eine Fülle von Ergänzungen und Berichtigungen; hoffentlich werden diese in künftigen ähnlichen Arbeiten auch berücksichtigt werden, damit nicht immer wieder mit mangelhaften Unterlagen operiert und falsche Schlüsse gezogen werden. Ein Teil der nicht unerheblichen Veränderungen gegenüber früheren Veröffentlichungen wird schon aus einem Vergleich unserer Karte mit der entsprechenden Karte (II) bei Zwikker ersichtlich; er

zeigt, daß seither mehrere neue Funde dazugekommen sind, daß einige von Zwikker übersehene Funde aufgenommen wurden, daß aber auch bei älteren Funden Korrekturen erforderlich waren. Die größere oder geringere Ausführlichkeit unserer Beschreibung der einzelnen Münzschatzfunde hängt jeweils von der Notwendigkeit ab, zu früheren Veröffentlichungen Stellung zu nehmen.

Eine Bemerkung noch zu Text und Karte. Die Namen der Fundorte werden im allgemeinen in der Form gegeben, die in der Erstveröffentlichung des betreffenden Fundes gebraucht und unter der der Fund bekannt geworden ist. Gegebenenfalls wurde den inzwischen eingetretenen politischen Grenzänderungen entsprechend womöglich der gegenwärtige Ortsname beigefügt. Derart dürfte der in der wissenschaftlichen Literatur herrschenden Sprachverwirrung, die vor allem durch die seit 1918 im mitteleuropäischen Raum erfolgte Bildung neuer Staaten bedingt ist, einigermaßen abzuhelfen sein.

Ich lege nunmehr das gesamte Material vor, wobei folgende Gruppierung eingehalten wird:

I. Münzschatzfunde aus der Zeit des Antoninus Pius.
II. Münzschatzfunde aus der Zeit des Mark Aurel.
Beide Gruppen jeweils unterteilt in: A. solche mit, B. solche ohne datierbarer Schlußmünze.
III. Münzschatzfunde unsicherer Zeitstellung.
IV. Auszuscheidendes.

I. Münzschatzfunde aus der Zeit des Antoninus Pius.

A. Münzschatzfunde mit datierbarer Schlußmünze.

1. Fundort: Peruschi (Istrien), in einem Steinbruch am Monte Cavallo (1903).

Bestand: 81 Bronzemünzen, meist schlecht erhalten. 37 unbestimmbar, 35 nach dem Porträt bestimmbar, 9 vollkommen bestimmbar. Die 44 bestimmbaren Stücke: Augustus 9, Agrippa 1, Tiberius 2, Claudius 11, Nero 1, Otho 1, Vespasian 5, Titus 2, Domitian 2, Nerva 4, Trajan 1, Hadrian 3, Antoninus Pius 2.

Schlußmünze: 143/144 n. Chr. (RIC. III Nr. 733; BMC. IV Nr. 1624).

Literatur: B. Schiavuzzi, Mitt. d. Zentr. Komm. 3, 1904, 362 f. — Überholt durch B. Schiavuzzi, Atti e memorie della Società istriana di archeologia e storia patria (Parenzo) 23, 1908, 206 ff. — Bolin Beil. (184).

Bemerkungen: Die Aufzählung bei Bolin ist ungenau: es fehlt bei ihm Agrippa (1 Stück) und Nerva (4 Stück), er gibt irrig 3 Tiberius statt 2 an.

2. Fundort: Altenmarkt (Colatio) bei Windisch-Graz in der ehemaligen Untersteiermark, heute Stari trg bei Slovenij gradec, Jugoslawien.

Bestand: 63 Denare: Galba 1, Vitellius 1, Vespasian 6, Domitian 11, Nerva 2, Trajan 19, Hadrian 12, Sabina 1, Antoninus Pius 4, Faustina d. Ä. 5, Aurelius Caesar 1.

Schlußmünze: 145/146 n. Chr. (= Nr. 55 bei R. Egger aaO. — RIC. III Nr. 155; BMC. IV Nr. 574; Strack III Nr. 145).

Literatur: R. Egger, ÖJh. 17, 1914, Beibl. 69 ff. — Bolin Beil. (184). — Zwikker 186.

Bemerkungen: Bolin gibt als Stückzahl fälschlich 1631 an; außerdem nennt er nur 1 Nerva statt 2. — Zwikker rechnet Altenmarkt zu jenen Münzschatzfunden, die sicher zum großen Markomanneneinfall unter Mark Aurel gehören. Diese irrige Meinung basiert zweifellos auf einer Nichtbeachtung des Prägedatums der Mark Aurel-Münze. Sie gilt dem jungen Mark Aurel als Caesar und ist etwa gleichzeitig mit der oben als Schlußstück angeführten Münze des Antoninus Pius geprägt (es handelt sich um den Typus RIC. III Nr. 429; BMC. IV Nr. 594. Die Beschreibung der Münze bei Egger ist dementsprechend richtigzustellen. Zur Datierung vgl. BMC. IV p. LXV). R. Egger sah seinerzeit (1914) in dem Umstand, daß die Münzreihe mit — wie er sagt — Aurelius Caesar schließt, „wohl nur Zufall". Heute werden wir auf der Grundlage der inzwischen gemachten Funde nicht mehr an einen Zufall glauben. Egger wollte übrigens den Fund von Altenmarkt „nicht zu jenen rechnen, die wir dem Markomanneneinfall verdanken. Denn unweit fand sich eine Kleinbronze des Tetricus pater". Diese Begründung erscheint nicht überzeugend, man wird vielmehr das Vorhandensein der Tetricusmünze, die nicht nur räumlich, sondern auch durch einen sehr erheblichen Zeitunterschied von der übrigen geschlossenen Münzreihe isoliert ist, als Zufall zu werten haben. Der Fund von Altenmarkt paßt also sowohl hinsichtlich seiner Schlußmünze als auch hinsichtlich seiner — zumindest im Grundstock — typischen Zusammensetzung gut zu den übrigen Beispielen dieser Gruppe. — In Zwikkers Karte II ist Altenmarkt topographisch unrichtig eingezeichnet; der Ort liegt südlich der Drau.

3. Fundort: Poetovio (Pettau, Ptuj), Panoramaberg, in einem Gebäude.

Bestand: Inhalt eines Geldbeutels aus Stoff oder Leder, bestehend aus 10 Bronzeringen und 11 Bronzemünzen von Trajan bis Antoninus Pius.

Schlußmünze: 151/152 n. Chr. (RIC. III Nr. 886 bzw. 894, 900; BMC. IV Nr. 1901, 1903 ff.) (Die Bestimmung wurde durch eine von M. Abramić freundlichst übermittelte Beschreibung der Münze ermöglicht.)

Literatur: B. Saria, Starinar 1, 1922, 195. — J. Klemenc u. B. Saria, Archäolog. Karte von Jugoslavien, Blatt Ptuj (1936), 37. — Zwikker 187.

Bemerkungen: Zwikker bringt — ganz im Sinne der bisherigen Praxis — den Fund mit „Zerstörungen um die Zeit des Markomannenkrieges" in Zusammenhang.

4. Fundort: Vyškovce (ungar. Ipolyvisk), Slowakei, dicht an der slowakisch-ungarischen Grenze (1930).

Bestand: 1067 Silbermünzen.

Schlußmünze: 153 n. Chr.

Literatur: V. Ondrouch, Der römische Denarfund von Vyškovce (1934).

Bemerkungen: Bei Zwikker ist auf Karte II der Fund wohl richtig mit dem Zeichen für Münzschatzfunde aus der Zeit des Antoninus Pius eingetragen, doch ist die Beifügung „(171—172)" irreführend.

5. Fundort: Bonyhád, Komitat Tolna.

Bestand: 32 + „weitere Großbronzen": Tituria 1, Antonius 5, Nerva 1, Trajan 9, Hadrian 5, Aelius Caesar 2, Antoninus Pius 6, Faustina d. Ä. 3.

Schlußmünze: 153/154 n. Chr. (RIC. III Nr. 916; BMC. IV Nr. 1944).

Literatur: Num. Közl. 3, 1904, 45. — Bolin Beil. (184).

6. Fundort: Zalahosszúfalu, heute Gemeinde Zalaapáti (1919).

Bestand: noch vorhanden 357 Bronze- und 165 Silbermünzen.

Schlußmünze: 154 n. Chr.

Literatur: Der Fund wurde in zwei Teilen veröffentlicht: von A. Alföldi, Arch. Ért. 39, 1920/22, 102 f., vervollständigt und zusammenfassend von A. Radnóti, Folia arch. 3/4, 1941, 116 ff.

Bemerkungen: Radnóti schloß bereits, daß sich in den Jahren 153—157 in Pannonien und entlang des Limes Ereignisse abgespielt haben müßten, die wahrscheinlich mit den Quaden zusammenhängen. — Der Fund wurde von Bolin und Zwikker nicht berücksichtigt.

7. Fundort: Visa, Komitat Kolozsvar = Klausenburg, heute Rumänien.

Bestand: 85 Denare: Nero 1, Otho 1, Vitellius 1, Vespasian 10, Titus 1, Domitian 7, Nerva 2, Trajan 29, Hadrian 27, Sabina 1, Antoninus Pius 2, Faustina d. Ä. 3.

Schlußmünze: 155/156 n. Chr. (RIC. III Nr. 247; BMC. IV Nr. 843).

Literatur: Num. Közl. 7, 1908, 120. — Bolin Beil. (184).

Bemerkungen: Bolin gibt irrig nur 1 Antoninus Pius und nur 1 Faustina d. Ä. an.

8. Fundort: Wallern, Bez. Neusiedl am See, Burgenland (1926).

Bestand: 117 Silbermünzen.

Schlußmünze: 157/158 n. Chr. (RIC. III Nr. 282; BMC. IV Nr. 914).

Literatur: A. Barb, Mitt. d. numismat. Ges. Wien 16, 1927, 10 ff. — Erwähnt u. a. von A. Barb, Burgenland 1, 1927/28, 46; ders., FÖ. 1, 1930/34, 144; G. Pascher, RLÖ. 19, 1949, 160.

Bemerkungen: Von den 3 Münzen des Antoninus Pius, die der Fund enthält, hat A. Barb 2 Stück, die er in seiner Anm. 1 und 2 beschreibt, nicht richtig gelesen und bestimmt. Daher ist der Denar seiner Anm. 1 durch RIC. III 59 (Anm. zu Nr. 282) und BMC. IV 134 (Anm. zu Nr. 914) als (unbekannte) „Variant", der Denar in Barbs Anm. 2 durch RIC. III 51 Anm. * und BMC. IV 110 Note * sogar als Fälschung („probably an ancient forgery") in die Literatur eingegangen. Eine Überprüfung der beiden fraglichen Stücke, die A. Ohrenberger (Landesmuseum Eisenstadt) durch bereitwillige Übersendung nach Wien ermöglichte, ergab einwandfrei, daß Barbs Denar in seiner Anm. 1 mit dem Typus der oben angeführten Schlußmünze identisch ist; diese Feststellung führt außerdem zu einem um etwa ein Jahr späteren Ansatz für die mutmaßliche Vergrabungszeit des Fundes. Der Barbsche Denar Anm. 2 stimmt hingegen mit RIC. III Nr. 259 bzw. BMC. IV Nr. 876 (vom Jahre 156/157) überein. — Übrigens bemerkt Barb, daß sich auch Antoninus Pius irgendwie mit den Markomannen auseinandergesetzt zu haben scheint, sieht aber dann doch den Grund der Vergrabung „wohl in den Markomannenkriegen der Zeit Marc Aurels". — Der Fund von Wallern ist von Zwikker ebenfalls nicht berücksichtigt worden.

9. Fundort: Szemely, Komitat Baranya; 1950 dem Ungar. Nat.-Mus. vorgelegt.

Bestand: 129 Stück, durchwegs Großbronzen, vorhanden: Vespasian 1, Titus 1, Domitian 2, Nerva 2, Trajan 23, Hadrian 52, Sabina 1, Aelius Caesar 1, Antoninus Pius 36, Faustina d. Ä. 4, Mark Aurel 3, Faustina d. J. 3.

Schlußmünze: 157/158.

Literatur: A. Kerényi, Num. Közl. 50/51, 1951/52, 3 ff.

Bemerkungen: Alle drei Münzen Mark Aurels stammen aus dem Jahre 154. — Kerényi verweist auf den guten Erhaltungszustand der Münzen des Antoninus Pius und bringt den Fund vermutungsweise mit Aufstandsbewegungen der Grenzvölker unter Antoninus Pius in Verbindung.

10. Fundort: Bara Osatina (zwischen Koritna und Širokopolje, Bez. Djakovo), Jugoslawien (1907).

Bestand: 34 Stück vorhanden, infolge schlechten Erhaltungszustandes nur 5 Stück genau bestimmbar. Das älteste Stück von Trajan; unter den unbestimmbaren wahrscheinlich auch flavische Kaiser.

Schlußmünze: 160 n. Chr.

Literatur: J. Brunšmid, Vjesnik 10, 1908/09, 223.

Bemerkungen: Von Bolin und Zwikker nicht verwertet.

B. Münzschatzfunde ohne datierbarer Schlußmünze.

1. Fundort: Abony, Komitat Pest.

Bestand: 109 Denare: Vespasian, Domitian, Nerva, Hadrian, Sabina, Aelius Caesar, Antoninus Pius (ohne nähere Aufgliederung).

Literatur: Num. Közl. 5, 1906, 105. — Bolin Beil. (184).

Bemerkungen: Die von Bolin gegebene Liste ist unrichtig; sie entspricht weder der im Num. Közl. enthaltenen, noch der — übrigens auch unzutreffenden — in Rev. num. 10, 1906, 493 Nr. 58 abgedruckten, auf die sich Bolin beruft.

2. Fundort: Trögern (Korita) bei Treffen, Krain (1852).

Bestand: „Topf mit ungefähr 100, meist Silbermünzen"; davon bekannt: 2 Silbermünzen von Antoninus Pius und Faustina d. Ä., „5 Kupfermünzen von Vespasianus und Trajanus".

Literatur: Mitt. d. Histor. Ver. f. Krain 9, 1854, 94 Nr. XXVII. — Erwähnt von F. Pichler, Repertorium d. steir. Münzkunde II (1867), S. XVI (ungenau) und B. Saria, Glasnik (Ljubljana), 20, 1939, 135 (hier irrig unter „Koritno").

II. Münzschatzfunde aus der Zeit des Mark Aurel.

A. Münzschatzfunde mit datierbarer Schlußmünze.

1. Fundort: Mocsolád, Komitat Baranya (1900).

Bestand: Über 1300 Silbermünzen.

Schlußmünze: 164 n. Chr.

Literatur: Num. Közl. 4, 1905, 75 ff. — Bolin Beil. (184).

2. Fundort: Prugovac (zwischen Gjurgjevac und Kloštar; Podravina), Jugoslawien (1887).

Bestand: Ursprünglich etwa 260 Bronzemünzen, untersucht 107, beschrieben 77: Vespasian 1, Domitian 1, Trajan 13, Hadrian 28, Sabina 2, Antoninus Pius 18, Faustina d. Ä. 8, Mark Aurel 4, Faustina d. J. 1, L. Verus 1.

Schlußmünze: 164 n. Chr.

Literatur: Viestnik (Zagreb) 10, 1888, 33 ff.

Bemerkungen: Nicht bei Bolin und Zwikker.

3. Fundort: Barbura, Komitat Hunyad.

Bestand: 87 Stück.

Schlußmünze: 165 n. Chr.

Literatur: Num. Közl. 14, 1915, 70. — Bolin Beil. (184). — Zwikker 185.

4. Fundort: Carnuntum (Osttoranlage des 1. Amphitheaters); gef. 1888.

Bestand: 36 Silbermünzen.

Schlußmünze: 166 n. Chr.

Literatur: E. Schmidel, Arch.-epigr. Mitt. 12, 1888, 162 ff. (mangelhaft). — Jahrbuch f. Altertumskunde 3, 1909, 92 b f. (W. Kubitschek) und 230 a f. (J. Bortlik). — Bolin Beil. (184). — Pink 58.

5. Fundort: Sotin (Bez. Vukovar), Jugoslawien (1909).

Bestand: 1937 Silbermünzen und 1 Kupfer-As abgeliefert.

Schlußmünze: 166 n. Chr.

Literatur: J. Brunšmid, Vjesnik (Zagreb) 11, 1910/11, 241 ff. — Bolin Beil. (184).

6. Fundort: Spital am Pyhrn (1904).

Bestand: 168 Stück (166 Denare + 2 lyk. Drachmen) von über 200 erhalten: Republik 1, Mark Anton 8, Nero 7, Galba 1, Otho 1, Vitellius 2, Vespasian 31, Titus 5, Domitian 8, Nerva 3, Trajan 25, Hadrian 24, Sabina 1, Antoninus Pius 14, Faustina d. Ä. 9, Mark Aurel 11, Faustina d. J. 7, L. Verus 10.

Schlußmünze: 167 n. Chr.

Literatur: E. Schmidel, Mitt. d. Zentr.Komm. 3, 1904, 309; 4, 1905, 297 ff.; 5, 1906, 158*; Bolin Beil. (184); Pink 59; Zwikker 187 Anm. 120; H. Deringer, Carinthia 140, 1950, 216.

Bemerkungen: Bolin verzeichnet den Fund fälschlich unter „Pyhrn", ebenso Zwikker in der Karte II; Pink führt ihn unter „Ernolatia" (das er mit Windischgarsten identifiziert, während Deringer wohl richtiger Gabromagus dafür in Anspruch nimmt). — Der Bestand mußte deshalb hier aufgegliedert werden, weil sowohl Bolins als auch Pinks Zahlenangaben von der bei Schmidel enthaltenen Liste (MZK. 4 und 5) mehrfach abweichen. — Die Datierung der Schlußmünze bei Schmidel (166 n. Chr.) ist falsch. — Deringers Angabe, daß die jüngsten Münzen aus dem Jahre 193 n. Chr. stammen, ist wohl nur ein Druckfehler.

7. Fundort: Brigetio (Szöny); gef. 1928.

Bestand: 195 Stück noch vorhanden (35—40 verloren): Nero 1, Vitellius 1, Vespasian 5, Titus 2, Domitian 8, Trajan 53, Hadrian 5, Antoninus Pius 37, Faustina d. Ä. 7, Mark Aurel 34, Faustina d. J. 25, L. Verus 13, Lucilla 4.

Schlußmünze: 167 n. Chr.

Literatur: Unpubliziert. — Erwähnt von L. Barkóczi, Brigetio (Diss. Pann. II 22), Budapest 1951, 16.

Bemerkungen: Wertvolle ergänzende Auskünfte verdanke ich der Liebenswürdigkeit Maria Alföldis in Budapest. Sie übersandte mir die oben wiedergegebene Münz-

liste, die wesentlich von der Barkóczis abweicht, berichtigte das Fundjahr in der angegebenen Weise und bestätigte vor allem die Datierung der Schlußmünze.

8. Fundort: Tibod, Komitat Udvarhely (1853).

Bestand: 826 Silbermünzen.

Schlußmünze: 167 n. Chr.

Literatur: Seidl, Fundchronik IV 64 ff. — Bolin Beil. (184). — Zwikker 75 u. 101.

Bemerkungen: Über den Bestand liegen differierende Angaben vor, die nicht leicht aufzuklären sein dürften; vgl. die bei Bolin angeführte ältere Literatur.

9. Fundort: Gummern, Kärnten (1908).

Bestand: 126 Bronzemünzen.

Schlußmünze: 167/168 n. Chr.

Literatur: R. Egger, Jahrb. f. Altertumskunde 7, 1913, 159 ff. — Bolin Beil. (184). — Zwikker 76, 160, 186.

10. Fundort: Witzelsberg, Niederösterreich.

Bestand: 21 Silbermünzen von ursprünglich angeblich 50.

Schlußmünze: 168 n. Chr.

Literatur: K. Pink, FÖ. 2, 1935/38, 120 f. — Zwikker 76 (mit Anm. 88) und 160. — C. Plank, Jahrb. d. Ver. f. Landeskunde von Niederdonau 28, 1939/43, 435. — G. Pascher, RLÖ. 19, 1949, 133.

Bemerkungen: Der Fund bei Pascher unter der Gemeindebezeichnung „Scheiblingkirchen" eingereiht. Das bei Pascher angegebene Fundjahr (1935) ist völlig unbeglaubigt; es ist bis jetzt nicht gelungen, Näheres über die Fundumstände zu erfahren, doch muß der Fund schon mehrere Jahre vor seiner Publikation gemacht worden sein, da inzwischen — wie Pink vermerkt — zwei Münzen modern gehenkelt wurden. Die von Zwikker 76 Anm. 88 beanstandete, durch einen Druckfehler entstellte Beschreibung der Schlußmünze (Mark Aurel Nr. 3) ist, wie mir K. Pink bestätigt, tatsächlich in der von Zwikker vermuteten Weise richtigzustellen, also: TRP XXII IMP V COS III Aequitas.

11. Fundort: Carnuntum (1900).

Bestand: 110 Denare: Legionsdenar 1, Nero 3, Galba 1, Otho 2, Vespasian 3, Titus 1, Domitian 8, Nerva 2, Trajan 17, Hadrian 15, Sabina 3, Antoninus Pius 17, Faustina d. Ä. 10, Mark Aurel 13, Faustina d. J. 9, L. Verus 5.

Schlußmünze: 169 n. Chr.

Literatur: M. v. Groller, RLÖ. 4, 1903, 102 f. — W. Kubitschek, Jahrb. f. Altertumskunde 3, 1909, 93 a sub b). — J. Bortlik, ebenda 229 f. — Bolin Beil. (184). — Pink 59. — Zwikker 186.

Bemerkungen: Stückzahl bzw. Aufgliederung des Fundes bei v. Groller, Bolin und Pink unzutreffend.

B. Münzschatzfunde ohne datierbarer Schlußmünze.

1. Fundort: Althofen in Kärnten (1885).

Bestand: 109 Großbronzen (von etwa 180).

Literatur: Mitt. d. Zentr. Komm. 11, 1885, CXXXVI Nr. 141. — Monatsblatt d. Numismat. Ges. Wien I 140. — Bolin Beil. (184). — Zwikker 186.

Bemerkungen: Von Bolin irrig unter „St. Veit" verzeichnet.

2. Fundort: Vindobona (1799).

Bestand: 274 Aurei (von 298).

Literatur: W. Kubitschek, Jahrb. f. Altertumskunde 3, 1909, 90 a ff., 121 a ff. — Bolin Beil. (184). — Pink 59. — Zwikker 186.

3. Fundort: Trilleck (Terlak), Jugoslawien.

Bestand: 15 Silbermünzen: Legionsdenar 1, Vespasian 1, Domitian 2, Trajan 2, Hadrian 2, Antoninus Pius 3, Mark Aurel 3, Faustina d. J. 1.

Literatur: A. Müller, Emona (Laibach 1879), 129.

4. Fundort: St. Georgen a. d. Südbahn (heute: Sv. Jurij ob Južni Železnici, Bez. Celje), Jugoslawien.

Bestand: Über 100 Silbermünzen von Vespasian bis Mark Aurel.

Literatur: Mitt. d. Zentr.Komm. 9, 1910, 160. — Bolin Beil. (184). — B. Saria, Arch. Karte von Jugoslavien, Blatt Rogatec (1939), 32.

Bemerkung: In Zwikkers Karte II topographisch unrichtig eingezeichnet; richtig: südwestlich von Pettau.

5. Fundort: Planina (Bez. Šmarje pri Jelšach), Jugoslawien.

Bestand: Angeblich etwa 150 Bronzemünzen, davon 2 Sesterzen und 2 Dupondien von Antoninus Pius und Mark Aurel bekannt.

Literatur: J. Orožen, Das Dekanat Drachenburg (1887), 269. — B. Saria, Arch. Karte von Jugoslavien, Blatt Rogatec (1939), 46.

6. Fundort: Božjakovina (Gem. u. Bez. Dugoselo), Jugoslawien.

Bestand: 39 Stück von Vespasian bis Mark Aurel vorhanden.

Literatur: J. Klemenc, Arch. Karte von Jugoslavien, Blatt Zagreb (1938), 11.

7. Fundort: Novoselo (Bez. Gareśnica), Jugoslawien (1919).

Bestand: Etwa 300 Sesterze von Hadrian bis Mark Aurel.

Literatur: J. Klemenc, Numismatika 2/4, 1934/36, 125 Nr. 6.

8. Fundort: Baranyavar, Komitat Baranya.

Bestand: 11 Denare und 226 Bronzemünzen (meist Großbronzen) von Trajan bis Mark Aurel.

Literatur: Num. Közl. 4, 1905, 47. — Bolin Beil. (184).

9. Fundort: Kerek, Komitat Arad (heute Rumänien).

Bestand: Reste eines größeren Fundes von Silbermünzen: Nero bis Lucilla.

Literatur: Num. Közl. 11, 1912, 11. — Bolin Beil. (184). — Zwikker 185 f.

III. Münzschatzfunde unsicherer Zeitstellung.

1. Fundort: unbekannt, doch in Siebenbürgen, da in Sächsisch-Regen (Komitat Torda) 1868 angeboten.

Bestand: Von mehreren hundert Denaren etwa 300 bekannt: Antonius bis Crispina (ohne Commodus).

Schlußmünze: 177 n. Chr.

Literatur: C. Goos, Chronik d. archäolog. Funde Siebenbürgens (1876), 101. — Bolin Beil. (185).

Bemerkungen: Von Bolin unter „Commodus" eingereiht.

2. Fundort: Steyr, Oberösterreich (1297).

Bestand: „maximus thesaurus, maxime in aureis denariis"; „aliqui de dictis aureis habebant talem superscriptionem sive numisma: FAVSTINA AVGVSTI PII FILIA".

Literatur: Mon. Germ. Script. IX p. 750 f. — Pink 74 Nr. 47. — P. Uiblein, Gesch. d. Altertumsforschung in Österreich vor Wolfgang Lazius (ungedr. Diss. Wien 1950), 41.

Bemerkungen: Das Fundjahr bei Pink und E. Schmidel, MZK. 4, 1905, 298, unrichtig. — Die angeführte Münzlegende bei Uiblein unvollständig wiedergegeben. — Die Legende ist übrigens in der überlieferten Form auf den Münzen nicht belegt. — Aus dem Umstand, daß Faustina d. J. ausdrücklich angeführt wird, schließt Pink, daß der Fund vielleicht aus der Zeit der Markomannenkriege stammt.

3. Fundort: Sachsengang (dzt. Wien XXII. Bez.); gef. 1846.

Bestand: „Urne mit ungefähr 700 römischen Münzen, worunter auch mehrere goldene sich befunden haben sollen".

Literatur: Seidl, Fundchronik 2, 1846, 13. — Numismat. Zeitung (hgg. von J. Leitzmann, Weißensee in Thüringen) 13, 1846, 136. — Bolin Beil. (104). — Pink 67 Nr. 77 und S. 58 Anm. 1. — Zwikker 186. — G. Pascher, RLÖ. 19, 1949, 124 f.

Bemerkungen: Für eine Datierung des Fundes in die Zeit Mark Aurels könnte man allenfalls auf die Numismat. Zeitung verweisen, die anscheinend über einen von den übrigen Quellen abweichenden Bericht verfügte und bemerkt, der Fund stamme „aus der Zeit, wo die Legionen die Donaugegenden gegen die Einfälle der Quaden und Markomannen zu schützen hatten". — In Zwikkers Karte II ist der Fundort topographisch ungeau und — wie im Text — fälschlich unter „Korneuburg" eingetragen.

IV. Auszuscheidendes.

1. „Fund vom Monte Cavallo".

Der in Zwikkers Karte II an der Ostküste Mittelitaliens eingezeichnete, als Münzschatzfund mit Schlußmünze des Antoninus Pius charakterisierte Fund ist deshalb zu streichen, weil er mit dem oben (I A 1) genannten Fund von Peruschi in Istrien i d e n t i s c h ist. Zwikker fiel einem Irrtum zum Opfer, der folgendermaßen aufzuklären ist: Die in den Erstveröffentlichungen gemachte Angabe, daß dieser Fund nächst Peruschi am Monte Cavallo zutagegekommen sei, wurde in einer Fundnotiz in der Rev.num. 12, 1908, 290 so verändert, daß der eigentliche Fund o r t (Peruschi) unterdrückt und statt dessen die Fund s t e l l e, d. h. Monte Cavallo als Fundort vermerkt wurde; unbeschwert von geographischen Vorstellungen ist überdies in derselben Fundnotiz dieser Monte Cavallo durch den Zusatz („Macerata") mit dem bekannteren Berg gleichen Namens in der Provinz Macerata identifiziert worden. Diesen doppelten Irrtum übernahm unbemerkt Bolin Beil. (181). Von Bolin wieder übernahm ihn Zwikker, der übrigens einen weiteren Fehler hinzufügte, indem er nämlich auf der Karte Monte Cavallo fälschlich an der Stelle der Provinzhauptstadt Macerata einzeichnete, statt richtig rund 50 km südwestlich davon, im Zuge des Römischen Apennin.

2. „Fund von Pöchlarn".

Dieser „Fund", der von Pink 59 ε unter den Ortsbezeichnungen „Arlape und Augustianis (Trigisamo)" verzeichnet und unter die Schatzfunde des Markomannenkrieges eingereiht wurde, hat inzwischen leider in die Literatur Eingang gefunden [43]) und spielt in Zwikkers Argumentationen (S. 186) sogar eine gewisse Rolle. Pink beruft sich auf die Mitt. d. Österr. Ges. f. Münz- und Medaillenkunde in Wien, 2, 1906, 90 ff. Dort werden 92 Denare beschrieben „aus Münzfunden, die in Erlaf, Pöchlarn und Venusberg bei Traismauer in Niederösterreich gemacht wurden" und „in den Jahren 1904—1906" von einem Juwelier in St. Pölten erworben worden sind. Aus den ganz klaren Angaben, daß die Münzen aus drei verschiedenen Orten stammen und im Laufe von 2—3 Jahren zustandegebracht wurden, ergibt sich also eindeutig, daß es sich nicht um einen geschlossenen Münzschatzfund handelt. Dasselbe gilt für den zweiten Bericht, auf den sich Pink bezieht: Mitt. d. Österr. Ges. f. Münz- und Medaillenkunde in Wien 11, 1915, 118 ff. und 133. Hier werden 64 Denare beschrieben, die „in den Jahren 1913 bis Oktober 1915" von einem Juwelier in St. Pölten erworben wurden und „aus Arelape (Erlaf in Niederösterreich)" stammen. — Der „Fund von Pöchlarn" muß also künftighin außer Betracht bleiben.

3. Fund von Hohenmauthen (einst Marburger Kreis), jetzt Muta, Jugoslawien.

B. Saria führt im Glasnik (Ljubljana) 20, 1939, 137 und Historia 1, 1950, 445, Anm. 25 sowie S. 455 diesen Fund unter den Münzschatzfunden aus der Zeit der Markomannenkriege an, da er seiner Meinung nach mit Mark Aurel endet. Das ist ein Irrtum. Wie nämlich aus Seidl (Fundchronik 3, 46) eindeutig hervorgeht, stammt die jüngste Münze aus der Zeit des Gallienus. — Der Fund von Hohenmauthen fällt also nicht in den Rahmen unserer Untersuchung.

Damit ist die Vorlage des kritisch gesichteten Bestandes an einschlägigen Münzschatzfunden beendet. Bevor wir nun an ihre Auswertung schreiten, empfiehlt es sich, der besseren Übersichtlichkeit halber die Schatzfunde mit datierbarer Schlußmünze in einer Tabelle zusammenzufassen:

Datierbare Münzschatzfunde

unter Antoninus Pius		unter Marcus Aurelius	
Jahr	Fundort	Jahr	Fundort
144	Peruschi	164	Mocsolád
146	Altenmarkt	164	Prugovac
152	Poetovio	165	Barbura
153	Vyškovce	166	Carnuntum
154	Bonyhád	166	Sotin
154	Zalahosszúfalu	167	Spital am Pyhrn
156	Visa	167	Brigetio
158	Wallern	167	Tibod
158	Szemely	168	Gummern
160	Bara Osatina	168	Witzelsberg
		169	Carnuntum

Beachtenswert an dieser Tabelle ist schon einmal das rein zahlenmäßige Verhältnis von Münzschatzfunden der Zeit des Antoninus Pius zu jenen aus der Zeit Mark Aurels: jetzt sehen wir überraschenderweise, daß beide Gruppen nahezu gleich stark sind [44]).

Ein zweites Ergebnis: Während es im norisch-pannonischen Grenzraum in den ersten Jahren der Regierung des Antoninus Pius keine Münzschatzfunde gibt (ebensowenig wie unter Hadrian oder Trajan!), setzen sie nun um die Mitte der Vierzigerjahre unvermittelt ein und reihen sich bis zum Ausbruch des Markomannenkrieges in dichter zeitlicher Abfolge aneinander.

Ein weiteres Ergebnis: Aus dieser Perspektive heraus gelangen wir erst zu einer vollgültigen Einschätzung der Bedeutung jener Münze mit der Aufschrift REX QVADIS DATVS, die wir vorher so ausführlich behandelt haben. Auf der einwandfreien historischen Grundlage der Münzschatzfunde ergibt sich der zwingende Schluß, daß die zwischen 140 und 144 erfolgte Königseinsetzung einen entscheidenden Wendepunkt im römisch-germanischen Nebeneinander bedeutet haben muß. Denn bis dahin sind Konflikte mit den Nordvölkern, wenn schon nicht offensiv, so doch jedenfalls jenseits der Reichsgrenze bereinigt worden, daher gibt es bis 144 keine Münzschatzfunde, das Gefühl der securitas ist bei der römischen Grenzbevölkerung absolut intakt. Hingegen muß nach 144 die römische Politik im wesentlichen auf die Defensive beschränkt gewesen sein, es kommt zu wiederholten Übergriffen der Gegner auf das Reichsgebiet und infolgedessen treten nun die Münzschatzfunde auf, ein Symptom für das Schwinden des Sicherheitsgefühls!

Gewiß gibt unsere Fundstatistik — wie jede ähnliche — insofern kein vollkommen wirklichkeitsgetreues Bild, als wir zweifellos nur einen Bruchteil der seinerzeit verborgenen Barschaften kennen. Und sicherlich ist ebenso zu berücksichtigen, daß Fundorte von Münzschatzfunden nicht unbedingt auch Orte von Kampfhandlungen anzeigen müssen; denn es mögen gelegentlich ganz persönlich gelagerte Verhältnisse dafür maßgebend gewesen sein, daß der Eigentümer eines Münzschatzes nicht mehr in die Lage kam, diesen wieder an sich zu nehmen. Im allgemeinen aber läßt sich aus der Streuung der Münzschatzfunde sehr gut ablesen, in welcher räumlichen Ausdehnung die Angst vor akuter Kriegsgefahr wirksam war.

Ein Blick auf die Karte läßt überdies erkennen, daß die Orte mit Münzschatzfunden aus der Zeit des Antoninus Pius im wesentlichen — von wenigen „Außenposten" abgesehen — ein breites Band bilden, das von Vyškovce im Quadenland süd- bzw. südwestwärts gelagert ist. Diese Streichungstendenz entspricht recht gut jener allgemeinen Stoßrichtung gegen die Adria hin, die dann der große Feindeinbruch des Jahres 167/168 n. Chr. tatsächlich eingehalten hat. In ihrer räumlichen Begrenzung lassen die Münzschatzfunde unter Antoninus Pius auf Einzelaktionen eines Stammes schließen, und dieser Stamm war eben — wie sich aus der Situation ergibt — der der Quaden.

Ein merklich anderes Bild erhält man aus einer Betrachtung der um den Beginn des großen Krieges auf einen kurzen Zeitraum zusammengeballten Münzschatzfunde unter Mark Aurel. Ein Vergleich mit den unter Antoninus Pius verborgenen Schätzen enthüllt schon in unserem Kartenausschnitt jenen in breiter Front angelegten Großangriff, der auf Absprache einer Völkerkoalition schließen läßt und den die Marcus-

Vita [45]) mit den Worten kurz und bündig charakterisiert: „Alle Völker von Illyrien bis Gallien hatten sich miteinander verschworen."

Fassen wir kurz zusammen! Die literarische Überlieferung bezeugt unter der Regierung des Antoninus Pius Kämpfe mit Germanen, die nach der ganzen Situation an der Donau stattgefunden haben. Die epigraphische Überlieferung bezeugt strategisch wichtige Bauarbeiten. Am Limes wurden Truppenverstärkungen vorgenommen. Die römischen Stützpunkte im Limesvorland nördlich der Donau gehören in das gleiche Kapitel der Sicherungsmaßnahmen. Die numismatische Überlieferung erhellt durch die eingehend behandelte Quadenmünze schlaglichtartig die Situation, und zu alldem liefern endlich die Münzschatzfunde unter Antoninus Pius als letztes der Indizienglieder den m. E. schlüssigen und eindrucksvollen Beweis für das eingangs postulierte „Vorspiel" zu den Markomannenkriegen. Damit ist aber eine Revision unseres Geschichtsbildes von der Lage an der mittleren Donau unter Antoninus Pius unabweislich geworden: die Markomannenkriege sind nicht plötzlich ausgebrochen, das Gefühl der securitas ist den Menschen vor allem innerhalb des pannonischen Raumes schon viele Jahre vor Kriegsausbruch durch wiederholte Einfälle aus dem Norden abhanden gekommen und der Satz in der Vita Marci (vgl. oben S. 45), daß der Krieg durch die Geschicklichkeit der örtlichen Faktoren lange Zeit in Schwebe gehalten wurde, erhält eben durch die Münzschatzfunde Anschaulichkeit und wird durch sie glänzend bestätigt.

Die vorgetragenen neuen Ergebnisse erforderten — ihre Richtigkeit vorausgesetzt — eigentlich eine Überprüfung auch aller jener Ausgrabungsberichte und sonstigen Untersuchungen, die aus ihrem Fundmaterial Beweisspuren für die „Markomannenkriege" ablesen zu können glaubten. Der Erfolg einer solchen Nachprüfung dürfte allerdings deshalb etwas fraglich sein, weil vielfach die zu Gebote stehenden Unterlagen kaum ausreichen.

Für alle Fälle ergibt sich jedoch aus unseren Darlegungen als praktische Folgerung für die künftige Bodenforschung: bei neuen Bodenaufschlüssen mit Katastrophenbefunden des 2. Jahrhundert n. Chr. die Möglichkeit einer Datierung in „vormarkomannische" Zeit nicht unberücksichtigt zu lassen.

Liste der behandelten Münzschatzfunde.

Abony
Altenmarkt
Althofen
Baranyavar
Bara Osatina
Barbura
Bonyhád
Božjakovina
Brigetio
Carnuntum
Deutsch-Altenburg siehe: Carnuntum
Dugopolje
Grocka
Gummern
Hohenmauthen
Ipolyvisk siehe: Vyškovce
Kerek
Korita siehe: Trögern
Mocsolád
(Monte Cavallo)
Muta siehe: Hohenmauthen
Novoselo
Peruschi
Pettau siehe: Poetovio

Planina
(Pöchlarn)
Poetovio
Prugovac
Ptuj siehe: Poetovio
Sachsengang
(Sächs. Regen)
St. Georgen a. d. Südbahn
Sotin
Spital am Pyhrn
Stari trg siehe: Altenmarkt
Steyr
Sv. Jurij ob Južni Železnici
Szemely
Szöny siehe: Brigetio
Tibod
Trilleck
Trögern
Vindobona
Visa
Vyškovce
Wallern
Wien siehe: Vindobona
Witzelsberg
Zalaḥosszúfalu

Anmerkungen.

[1]) Die wichtigste Literatur über die Markomannenkriege übersichtlich bei W. Zwikker, Studien zur Markussäule I (Amsterdam 1941); künftig einfach als „Zwikker" zitiert. Außerdem verwende ich folgende Abkürzungen: BMC. = Coins of the Roman Empire in the British Museum; Bolin = St. Bolin, Fynden av romerska mynt i det fria Germanien (1926); Pink = K. Pink, Der Geldverkehr am österr. Donaulimes in der Römerzeit (Jahrb. f. Landeskunde von Niederösterreich 25, 1932); RE. = Pauly-Wissowas Realencyklopädie des klass. Altertums; RIC. = Mattingly-Sydenham, The Roman Imperial Coinage; Strack = P. Strack, Untersuchungen zur röm. Reichsprägung des zweiten Jahrhunderts. Teil III: Die Reichsprägung zur Zeit des Antoninus Pius (1937).

[2]) Es wird z. B. fast gar nie in Betracht gezogen, daß auch weiträumige Brand- und Zerstörungsschichten in geschlossenen Siedlungen gar nicht so unbedingt auf Kriegshandlungen zurückgehen müssen. Es sind doch ebenso ausgedehnte Flächenbrände ins Auge zu fassen, die in früheren Jahrhunderten infolge der feuerbegünstigenden Bauweise (enge Verbauung, Verwendung von viel Holz) und des mangelhaften Feuerlöschwesens nicht selten aus einem örtlichen Schadenfeuer entstanden und dann — ähnlich wie dies aus mittelalterlichen Quellen genugsam bekannt ist — zur Vernichtung ganzer Stadtteile führten.

[3]) Römerzeit in österr. Landen, 1948, S. 68 f.

[4]) Die vorstehenden Sperrungen von mir.

[5]) Burgenland, Landeskunde, 1951, S. 209.

[6]) RE. II. Sp. 2506. — Vgl. auch Th. Hopfner, Griech.-lat.-deutsches Quellenbuch zur Siedlung und Geschichte d. Germanen im böhmisch-mährischen, schlesischen und Karpathenraume (1943), 30, der zum Thema „Die Markomannen und Quaden bis zum Tode des Kaisers Antoninus Pius" sagt: „Diese rund achtzig Jahre sind offenbar friedlich verlaufen . . .".

[7]) Vgl. hiezu die beachtenswerte Analyse von E. Vogt, Constantin d. Gr. und sein Jahrhundert, 1949, S. 41 ff.

[8]) SHA, Vita Marci Antonini philosophi c. 12, 13: Dum Parthicum bellum geritur, natum est Marcomannicum, quod diu eorum, qui aderant, arte suspensum est, ut finito iam orientali bello Marcomannicum agi posset.

[9]) A. a. O., c. 14, 1: . . . Victualis et Marcomannis cuncta turbantibus, aliis etiam gentibus, quae pulsae a superioribus barbaris fugerant, nisi reciperentur, bellum inferentibus.

[10]) Zur überragenden Bedeutung Carnuntums als Ausgangspunkt für eine der vier großen Fernstraßen im römisch-germanischen Handelsverkehr vgl. zuletzt H. J. Eggers, Der römische Import im freien Germanien I, 1951, S. 68 f.

[11]) Vgl. für das folgende: E. Ritterling, Arch.-epigr. Mitt., 20, 1897, S. 19 f. und RE. s. v. Legio 1293. — A. Stein, PIR II², S. 136 ff. Nr. 605.

[12]) SHA. Vita Aelii c. 3, 6: nam bene gestis rebus vel potius feliciter etiamsi non summi, medii tamen optinuit ducis famam.

[13]) Strack, III 52.

[14]) *Εἰς Ῥώμην* 70: *πόλεμοι δὲ οὐδ' εἰ πώποτε ἐγένοντο ἔτι πιστεύονται, ἀλλ' ἐν ἄλλων μύθων τάξει τοῖς πολλοῖς ἀκούονται, εἰ δέ που καὶ συμπλακεῖεν ἐπ' ἐσχατιαῖς, οἷα εἰκὸς ἐν ἀρχῇ μεγάλῃ καὶ ἀμετρήτῳ . . ., ἀτεχνῶς ὥσπερ μῦθοι ταχέως αὐτοί τε παρῆλθον καὶ οἱ περὶ αὐτῶν λόγοι.*

[15]) Strack, III 52.

[16]) SHA. Vita Antonini Pii c. 5, 4: per legatos suos plurima bella gessit. nam et Brittannos per Lollium Urbicum vicit legatum ... et Mauros ad pacem postulandam coegit et Germanos et Dacos et multas gentes atque Iudaeos rebellantes contudit ... in Achaia etiam atque apud Aegyptum rebelliones repressit. Alanos molientes saepe refrenavit.

[17]) Polyaen. strategem. VI praef. — Paus. VIII 43 3 f. — Ael. Arist. 70. — Fronto p. 105, 169, 218 N.

[18]) CIL VI 1208 = Carmina Lat. epigr. (Buecheler) II 881:

Germanos Maurosque domas sub Marte guitanos:
Antonine, tua diceris arte pius.

[19]) RE. s. v. Legio 1294.

[20]) Strack, III 52.

[21]) W. Hüttl, Antoninus Pius, I., 1936, S. 271 f.

[22]) CIL III 5654 = 11795. — W. Hüttl, Antoninus Pius, II., 1933, S. 216. — W. Wagner, Die Dislokation der röm. Auxiliarformationen, 1938, S. 72.

[23]) CIL III 4649. — W. Hüttl, a. a. O., S. 216.

[24]) CIL III 4641. — W. Hüttl, a. a. O., S. 216.

[25]) Unpubliziert. Vorläufig bekanntgemacht von Kubitschek-Frankfurter, Führer durch Carnuntum [6], 1923, S. 114. — Vgl. auch W. Kubitschek, Römerfunde von Eisenstadt, 1926, S. 73.

[26]) E. Polaschek, RE. s. v. Noricum, Sp. 1002 f., — W. Wagner, a. a. O., S. 109.

[27]) E. Polaschek, a. a. O., Sp. 1002. — W. Wagner, a. a. O., S. 107. — Ein neuerdings bekanntgewordener Ziegel in der Sammlung des Stiftes Göttweig mit dem Stempel COIABANT = co(hors) I A(elia) B(rittonum) Ant(oniniana) beweist, daß diese Einheit unter Antonius Pius aufgestellt wurde; so R. Egger, FÖ. 4, 1940—45 [1952], 55. — Von K. Kraft, Zur Rekrutierung der Alen und Kohorten an Rhein und Donau, 1951, S. 172, Nr. 1250 als Neugründung Hadrians bezeichnet.

[28]) E. Polaschek, a. a. O., Sp. 1003. — W. Wagner, a. a. O., S. 183.

[29]) Ähnlich schon E. Polaschek, a. a. O., Sp. 1003.

[30]) Nachweise zu den genannten Orten finden sich in den nachfolgend angeführten neueren Arbeiten, die aus einer reichen Literatur über Römerspuren nördlich der Donau beispielshalber herausgegriffen wurden und weitere Verweise geben:

V. Ondrouch, Der röm. Denarfund von Vyškovce, 1934.

A. Graf, Übersicht der antiken Geographie von Pannonien, 1936.

E. Beninger, Die german. Bodenfunde in der Slowakei, 1937.

G. Pascher, RLÖ., 19, 1949.

H. J. Eggers, Der römische Import im freien Germanien I, 1951.

[31]) Für freundliche Unterstützung in numismatischen Fragen bin ich vor allem K. Pink zu Dank verpflichtet, desgleichen G. Bruck vom Wiener Münzkabinett.

[32]) RIC. III, Nr. 620, Taf. 5, 107; vgl. auch Nr. 1059. BMC. IV, Nr. 1274, Taf. 29, 8; vgl. auch Nr. 1275 u. 367 sub 2129 §. Strack 66, Nr. 852, Taf. 10; vgl. auch 321. Nr. 32. — Unsere Abbildung ist nach einem vom British Museum in London dankenswerterweise übermittelten Gipsabguß hergestellt.

[33]) RIC. III 20 erwägt eine genauere Datierung in das Jahr 142.

[34]) J. Klose, Roms Klientel-Randstaaten am Rhein und an der Donau, 1934, S. 105.

[35]) A. Domaszewski schrieb Arch.-epigr. Mitt. 10, 1886, S. 16, daß auf diesem Sesterz Antoninus Pius einem Fürsten der Quaden die Hand reicht; so anscheinend auf Grund eines verschliffenen Exemplars im Wiener Münzkabinett, das ebenda 11, 1887, Taf. 1, 2 (zu S. 18) abgebildet wurde. Seit diese Münze gar noch als Vorlage für eine Zeichnung genommen wurde, die in Kubitschek-Frankfurters Führer durch Carnuntum (ab der 5. Auflage 1904; vgl. 6. Auflage 1923, 18 Abb. 5) mit der entsprechend falschen Beschriftung weite Verbreitung fand, erhielt sich die unzutreffende Schilderung der Handlung über L. Franz, 18. Ber.RGK., 1928, S. 120 f., J. Klose, a. a. O., S. 144, Anm. 30, und Th. Hopfner, Quellenbuch S. 30 (mit Berufung auf E. Beninger bei H. Reinerth, Vorgeschichte d. deutschen Stämme II, 1940, S. 704, Taf. 295, 1) bis zu E. Swoboda, Carnuntum, 1949, S. 17 f. — In der 2. Auflage dieses Buches (1953) ist der Sachverhalt zwar richtiggestellt, die schlechte Abbildung aber immer noch beibehalten worden. In einer Neuauflage wäre ihre Auswechslung sehr erwünscht. — Die Umschrift der Münze wird von E. Beninger, Die germanischen Bodenfunde in der Slowakei, 1937, S. 141 irrig mit „rex Quadis datus est" wiedergegeben.

Übrigens stimmt die von L. Franz, a. a. O., gemachte Fundortangabe „Carnuntum" für das zitierte Wiener Exemplar nicht; sein Fundort ist unbekannt.

[36]) RIC. II, Nr. 667 f., Taf. 11, 194. — BMC. III, Nr. 1045 ff., Taf. 43, 1. — Strack I 224 f., Taf. 9, 476. — A. Caló Levi, Barbarians on Roman imperial coins and sculpture, 1952, 19. — Unsere Abbildung ist nach einem Exemplar des Wiener Münzkabinetts hergestellt.

[37]) RIC. III, Nr. 619, Taf. 5, 106, — BMC. IV, Nr. 1272, Taf. 29, 2. — Strack III, Nr. 851, Taf. 10.

Als Vorlage für unsere Abbildung diente ein Exemplar des Wiener Münzkabinetts.

[38]) C. H. V. Sutherland, Coinage in Roman policy 31 B. C. — A. D. 68 (1951), 113.

[39]) Für eine Bestätigung entschieden sich z. B. J. Klose, a. a. O., S. 105 und L. Franz, a. a. O., S. 121; für eine Einsetzung u. a. E. Beninger, Die Germanenzeit in Niederösterreich, 1934, S. 77; W. Hüttl, a. a. O., I, S. 237; Strack, III, 52 u. 66; E. Swoboda, a. a. O. [2], 1953, S. 43; unentschieden lassen die Frage Kubitschek-Frankfurter, a. a. O. [6], 1923, S. 17.

[40]) Strack III 66; vgl. auch A. Caló Levi, a. a. O., S. 20, Anm. 28.

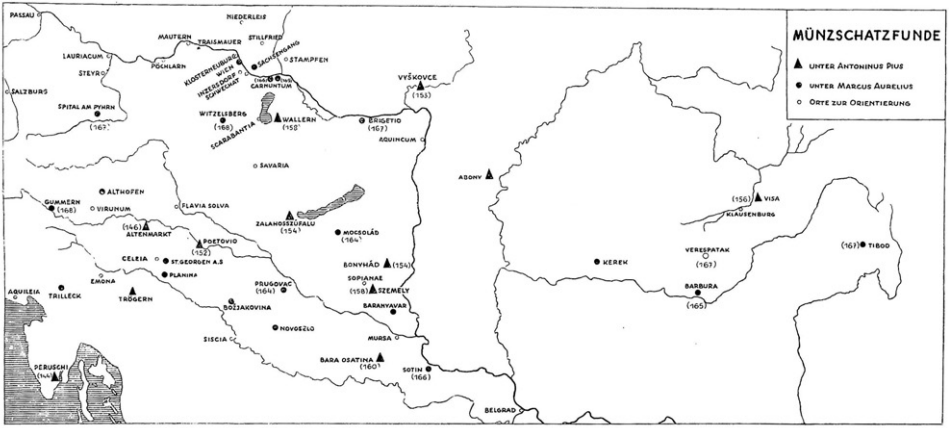
[41]) Münzschatzfunde werden von den Historikern nicht immer mit der gleichen Selbstverständlichkeit und Systematik verwertet wie etwa literarische oder epigraphische Quellen. Daß sie aber durchaus zuverlässige Aussagen zu liefern und neue Erkenntnisse zu vermitteln vermögen, wird hoffentlich durch die vorliegende Untersuchung für die Geschichte des 2. Jh. n. Chr. einmal mehr dargetan. Ein anderes lehrreiches Beispiel der jüngsten Vergangenheit, diesmal für die Geschichte Norikums im 3. Jh. n. Chr.: Während man im allgemeinen bislang der Meinung war, daß das friedliche Leben Norikums in der ersten Hälfte des 3. Jh. n. Chr. im wesentlichen ungestört gewesen sei, belehrte uns der 1950 entdeckte Verwahrfund von Seewalchen am Attersee in Oberösterreich (vgl. R. Noll, ÖJh. 39, 1952, Beibl. Sp. 59 ff.), der einwandfrei um 230 zu datieren ist und sich ungezwungen in eine Reihe gleichzeitiger Verwahrfunde im benachbarten Rätien usw. einfügt, daß die für die letzten Regierungsjahre des Severus Alexander literarisch bezeugten Germaneneinfälle an Rhein und Donau auch Norikum betrafen. Somit hat uns dieser Fund durch seinen Münzbestand das erste kontrollierbare Zeugnis für ein literarisch nur ganz allgemein bezeugtes, archäologisch bisher nicht faßbar gewesenes Ereignis beigesteuert.

[42]) Beispielshalber von St. Bolin, 19. Ber.RGK. 1929 [1930], S. 93 ff.; Zwikker, S. 33.

[43]) Z. B. E. Polaschek, RE. s. v. Noricum, Sp. 1011. — In Zwikkers Karte II figuriert der „Fund" unter „Pöchlarn", sogar als „Münzschatzfund mit einer Schlußmünze aus der Zeit des Antoninus Pius".

[44]) Bei dieser Gelegenheit sei doch noch auf zwei neuere Münzschatzfunde hingewiesen, wenn sie auch schon etwas außerhalb des geographischen Rahmens dieser Arbeit liegen:

1. Fund von Dugopolje, etwa 10 km nordöstlich von Salona, Dalmatien (1946).
Bestand: 195 Sesterze, 30 Dupondien, 4 As; von Vespasian bis Mark Aurel (als Caesar).
Schlußmünze: 159 oder 160(?).


MÜNZSCHATZFUNDE
unter Antoninus Pius
unter Marcus Aurelius
Orte zur Orientierung
PASSAU
NIEDERLEIS
MAUTERN
TRAISMAUER
STALFRIED
LAURIACUM
PÖCHLARN
KLOSTERNEUBURG
WIEN
HEIDENTOR
SCHOTTENGANG
STAMPFEN
STEYR
CARNUNTUM
SALZBURG
SPITAL AM PYHRN
(163)
WITZELSBERG
(168)
SCARBANTIA
WALLERN
(158)
ERNSTETIO
(167)
AQUINCUM
VYŠKOVCE
(153)
SAVARIA
ADONY
ALTHOFEN
GUMMERN
(168)
VIRUNUM
FLAVIA SOLVA
(156)
VISA
KLAUSENBURG
(166)
ALTENMARKT
ZALAHOSSZÚFALU
(154)
MOCSOLÁD
(164)
POETOVIO
(152)
VERESPATAK
(163)
(167)
TIBOD
CELEIA
ST.GEORGEN A.S.
BONYHÁD
(154)
KEREK
PLANINA
SOPIANAE
(158)
SZEMELY
EMONA
BARBURA
(165)
AQUILEIA
TRILLECK
TROGERN
PRUGOVAC
(164)
BARANYAVAR
BOZJAKOVINA
NOVOGOZLO
SISCIA
MURSA
PERUSCHI
(149)
BARA OSATINA
(160)
SOTIN
(166)
BELGRAD

Literatur: D. Rendić-Miočević, Vjesnik za arheologiju i historiju dalmatinsku (Split) 52, 1935—1949 (1950), S. 239 ff. (franz. Zusf. S. 328).

2. Fund von Grocka, rund 25 km Luftlinie südöstlich von Belgrad an der Donau gelegen (1946).

Bestand: 148 Denare von Nero bis Mark Aurel sowie 1 Legionsdenar und 1 Prov. Lykien.

Schlußmünze: 168 n. Chr.

Literatur: Muzeji (Beograd) 1949, S. 131 ff. (Die Kenntnis dieses Fundes verdanke ich B. Saria).

[45]) c. 22, 1: Gentes omnes ab Illyrici limite usque in Galliam conspiraverant.

Archiv für Ur- u. Frühgeschichtliche Bergbauforschung

Mitteilung Nr. 6 (1954).

Eine neue Verbreitungskarte der Spangenbarren.

Von Otto Kleemann, Bonn.

Für die in Österreich durch die Bemühungen von R. Pittioni intensivierte urgeschichtliche Bergbauforschung dürfte eine neue Verbreitungskarte der Spangenbarren von Interesse sein. Die letzte entsprechende Übersicht ist jetzt schon 25 Jahre alt [1]). Sie hat mit den daran geknüpften Überlegungen bergbau- und handelsgeschichtlicher Art bei dem Gewicht des Namens von P. Reinecke als des Bearbeiters bis heute ihre generelle Anerkennung in der urgeschichtlichen Forschung bewahrt. Bereits wenige Jahre nach dieser Publikation wurde die Zahl der einschlägigen Funde durch eine ganze Reihe von Neuentdeckungen vermehrt [2]). In neuerer Zeit legte M. Hell sogar einen Ausschnitt der alten Karte in einer verbesserten Fassung vor [3]). Ein abermaliges Studium der Quellen erlaubt heute, nochmals neun bisher unbekannte Funde anzufügen.

Bei der Deutung des Forschungsobjektes hat sich inzwischen ebenfalls eine Bereicherung, zumal eine Variierung der Auffassungen ergeben. Vor allem ist durch die metallurgischen Forschungen von H. Otto und W. Witter zur Herkunftsbestimmung des ältesten in Mitteleuropa verwendeten Metalls, wozu die Spangenbarren auch herangezogen worden sind, ein gänzlich anderer, nicht mehr primär archäologischer Weg der Untersuchung beschritten worden [4]). Dabei wird, entgegen der alten Erklärung ausschließlich ostalpinen Ursprungs, auch die Möglichkeit einer Herleitung aus den mitteldeutschen Erzlagerstätten behauptet und durch entsprechende Metallanalysen zu beweisen versucht. Da diese Angaben schwer zu widerlegen sind, andererseits die Fundverteilung die alte Herkunftsbestimmung aber doch sehr überzeugend erscheinen läßt, hatte der Verfasser bereits vor Jahren eine dritte Deutungsmöglichkeit dieser Barren diskutiert [5]). Wenn es möglich sein sollte, daß solche Spangenbarren aus mehreren Erzgebieten stammen, so müßten sie in erster Linie im Hinblick auf ihre so überaus charakteristische Form beurteilt werden. Diese kann geradezu als eine für den älterbronzezeitlichen Metallhandel typische Warenform aufgefaßt werden, die sich merklich von den für die mittlere bzw. jüngere Bronzezeit charakteristischen, sogenannten Stangenbarren unterscheidet. Vergleichsweise war bei dieser Gelegenheit auf die entsprechende zeitliche Abfolge der älteren Gußfladen durch die jüngeren tiegelförmigen Gußkuchen hingewiesen worden. Die Herkunft der einzelnen Barren wäre dann immer noch eine interessante Detailfrage, aber von mehr landesgeschichtlicher Bedeutung. Diese mehr stilistisch ausgerichtete Erklärung wurde von M. Hell abgelehnt [6]).

Eine abermalige Überlegung des gesamten Problems, zugleich mit der Vorlage der noch unpublizierten Funde, erscheint jedoch angebracht, nachdem auch S. Junghans

neuerdings in seinen metallurgischen Untersuchungen zu Ergebnissen gekommen ist, die der alten, eindeutigen Herkunftsbestimmung entgegenstehen [7]), und auch W. von Brunn einen neuen Gesichtspunkt für die Funddeutung vorgeschlagen hat [8]).

Zunächst die neuen und bis jetzt noch nicht bekannt gewordenen Funde. Aus praktischen Gründen sollen sie gleich in die Liste aller auf der beigefügten Karte (Abb. 1) vermerkten Barrenfunde eingeordnet werden, jedoch mit genaueren Angaben, während für die bereits bekannten lediglich knappe Inventarnotizen hinzugefügt sind. Die Zitate der Analysenpublikationen sind, soweit möglich, angegeben. Das Zitat „O—W" bezieht sich auf die Analysentabellen in dem von Otto und Witter herausgegebenen Handbuch zur Metallurgie, vgl. Anm. 4. Sonst sind Publikationsstellen nur genannt, wenn die entsprechenden Funde in dem Sammelreferat von P. Reinecke, vgl. Anm. 1, noch nicht aufgeführt sind.

Ungarn — Slowakei — Mähren

Ungarn, Fundort unbekannt, 2 Barren: O-W Nr. 1116.

Gegend von Miškolc, 17 Barren.

Stuhlweißenburg, 9 Barren, sämtlich unvollständig, nur einmal ist ein ursprüngliches Ende erhalten, offenbar gehören jedoch alle zu der langen Ausführung mit breitem, D-förmigen Querschnitt, von rauher, stumpfer, blasiger Oberflächenbeschaffenheit und gleichmäßiger, blaßgrüner Patinierung. Die Stücke stammen aus der Sammlung von Robert Forrer-Straßburg und sind jetzt im Ruhrlandmuseum zu Essen-Werden aufbewahrt: Inv.-Nr. 30: 2286—94. Die Veröffentlichung geschieht hier mit freundlicher Erlaubnis des Direktors Dr. Bechthold.

Jóka bei Preßburg, einige Barren, 2 Beile, 2 Dolchblätter: Sudeta 5, 1929, 61 (Beninger).

Mähren, Fundort unbekannt, 2 Barren: O-W Nr. 905, 1115.

Böhmen

Batschow/Bačov b. Podiebrad a. d. Elbe, 10 Barren: Arch. Rozhl. 4, 1952, 140/1 (3 Analysen).

Bavoryne b. Zditz Bz. Beraun, 3 Barren.

Frauenberg/Hluboka a. d. Moldau, aunjetitzzeitl. Grabhügel mit 1 Barren, 1 Scheibennadel, 1 vermutl. Drahttutulus: Dubský, Pravěk jižních Čech, 1949, 91 Abb. 11, 1—3.

Hochwald bei Kalsching nahe Budweis, etwa 300 Barren, davon 116 erhalten: Dubský, a. a. O., 71; L. Franz, Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Böhmens, 1935, 23, Tf. 8 nennt ausdrücklich 165 Barren als Bestand des Depots, das angeblich in hallstattztl. Topf gelegen hat; gleichzeitig hebt er die Angabe von P. Reinecke von einem weiteren Depot mit 300 Barren aus Kalsching auf.

Jaroslawitz a. d. Moldau b. Budweis, 1 Barren, 25 Ösenhalsringe.

Umgebung von Leitmeritz, 5 Barren: Sudeta 1, 1925, 196 mit Abb. (1 Analyse).

Bei Pisek, größere Anzahl, vermutlich 25 Barren: Arch. Rozhl. a. a. O. (2 Analysen) unter der Fundortangabe: Hradischt, bei Pisek gelegen.

Prag-Bubeneč, 4 Barren zitiert aus Depot: O-W Nr. 646; Arch. Rozhl. a. a. O. (3 Analysen).

Pürschen/Březi Bz. Schweinitz, 28 Barren: Arch. Rozhl. a. a. O. (2 Analysen).

Skočice bei Wodnan, 27 Barren: Dubský, a. a. O. 72 und Abb. 1, 1—2.

Svákov bei Sobeslau: Dubský, a. a. O.

Temelín Bz. Schweinitz, 78 Barren und Bruchstücke: Dubský, a. a. O.

Untergroschum/Dolní Chráštany bei Netolitz, 5 Barren: Dubský, a. a. O.

Weseli/Veselíčko bei Mühlhausen, 25 Barren: Dubský, a. a. O.

Wotwowitz/Otvovice Bz. Kralup, 4 Barren, mehrere Ösenhalsringe: Památky NF 2, 1932, 55, Abb. 36.

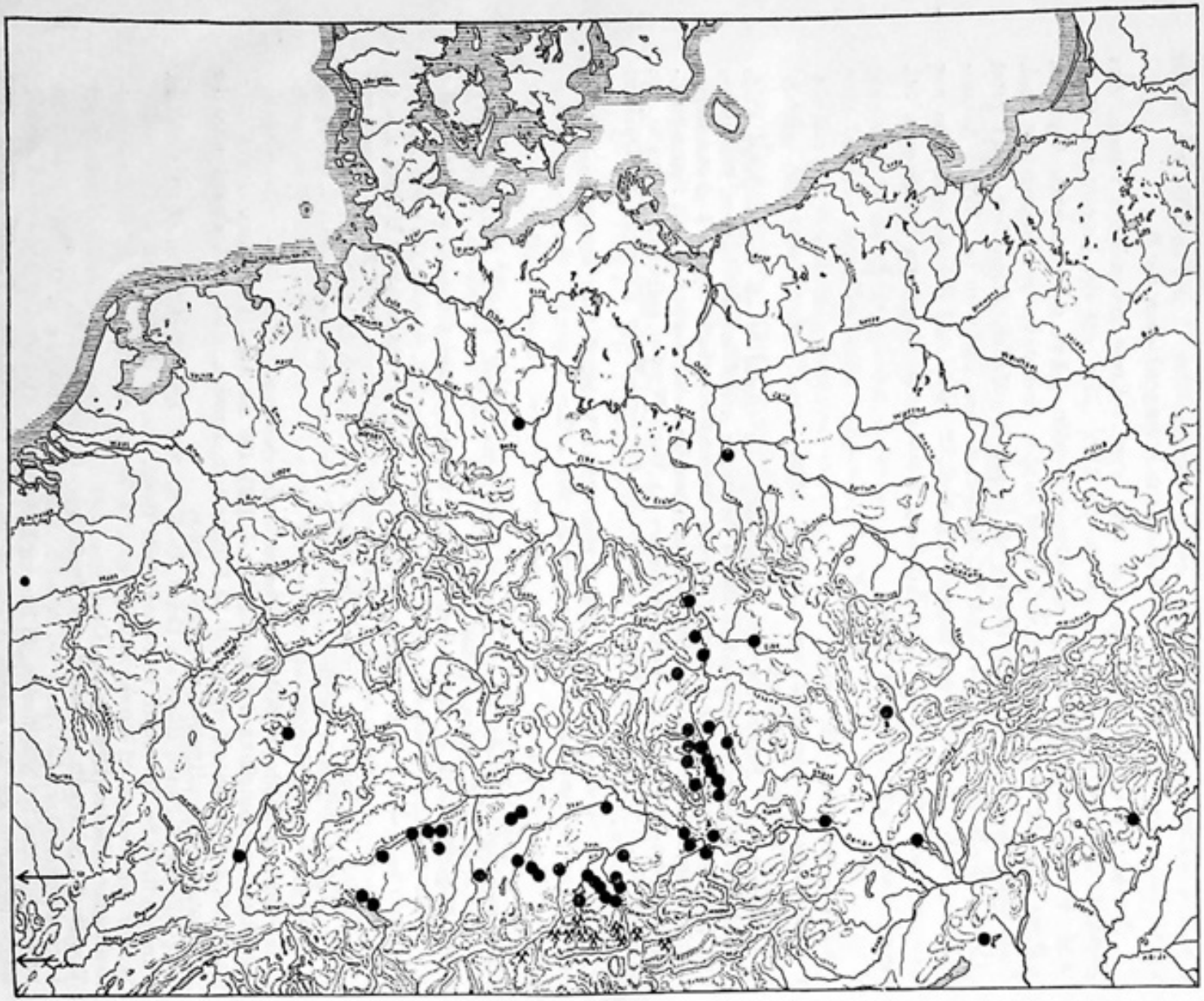


Abb. 1. Karte der Spangenbarrenfunde. Entwurf O. Kleemann.

Mitteldeutschland

Hundisburg Kr. Neuhaldensleben (Altmark), 4 Barren.

Oegeln Kr. Guben (Lausitz), Depot mit 3 etwa 21 cm langen Barren mit flachem D-förmigen Querschnitt, 3 Randbeilen, 7 Ösenhalsringen, 6 Barrenringen mit spitzen Enden, 2 Armspiralen, 1 Bronzelunula, 1 Noppenring. Der Fund wurde beim Ausheben eines Grabens entdeckt. Die Barren und die Beile waren mit der einen Spirale zusammengehalten. Die Ösenhalsringe und die Barrenringe lagen übereinander. Die Zugehörigkeit einer Steinaxt ist unsicher. Der Fund wurde gegen 1826 gehoben, gelangte in Privatbesitz und ist jetzt als verschollen zu betrachten: Neues Lausitzisches Magazin 5, 1826, 211 ff., Tf. III, 1—15; die Abb. der Barren bei W. Bohm, Die ältere Bronzezeit in der Mark Brandenburg, 1935, Tf. 7, 19 entspricht nicht der Originalzeichnung; W. Bohm hat den Fund nicht näher beschrieben.

Schkeuditz Kr. Merseburg: O-W nennen 4 Barren aus einem Depot. Der Fund ist zu streichen; siehe unten: Fundort unbekannt in Süddeutschland.

Österreich

Feldkirchen (Landshaag), Mühlviertel, Depot mit einem Barrenbruchstück, 2 mittelständ. Lappenbeilen, 1 herzförm. Anhänger, 1 Nadel, 11 Sicheln bzw. Bruchstücken, 1 Gußfladenbruchstück: L. Franz, a. a. O., 23, Anm. 1.

Kleinmünchen, 1 Barren: Wiener Präh. Ztschr. 14, 1927, 19.

Leiten bei Weng, 1 Barrenbruchstück: O-W Nr. 1192.

Lengfelden, Salzburg, 2 Barren: O-W Nr. 1206.

Mühlviertel, Fundort unbekannt, 38 Barren: O-W Nr. 1114, 1207 mit Abb. auf Tf. 22 und 24.

Muntigl, Salzburg, 1 Barren: Germania 30, 1952, 90 (M. Hell).

Salzburg (Rainberg), 2 Bruchstücke aus Werkstattsiedlung: Wiener Präh. Ztschr. 30, 1943, 59 ff. (M. Hell).

St. Florian, 3 Barren: O-W Nr. 947 mit Abb. auf Tf. 20.

Gegend von Stockerau, Niederösterr., mehrere Barren: L. Franz, a. a. O., 23, Anm. 1.

Bayern

Fundort unbekannt, Süddeutschland, Naturkundliches Heimatmuseum der Stadt Leipzig, 4 Barren, 3 Ösenhalsringe: O-W Nr. 458, 459, 644, 1112; der dort angegebene Fundort Schkeuditz Kr. Merseburg ist irrig. Derselbe Fund ist auch bei W. Witter, Die älteste Erzgewinnung im nordisch-germanischen Lebenskreis I, Analysen Nr. 156, 419—423, 441, 442 und danach in der Prähistor. Zeitschrift 34/35, 1949/1950, 265 (W. A. von Brunn) mit einem Bestand von 8 Barrenhalsringen aufgeführt. Das Leipziger Inventar, vormals des Grassimuseums, gibt eindeutig an, daß nur die anfangs genannten Objekte vor 1914 von einem Antiquitätenhändler in München gekauft worden sind und nicht einmal über ihre Fundzusammengehörigkeit Sicherheit besteht, die nach Ansicht der Stücke aber möglich ist.

Fundort unbekannt, 2 Barren: Germ. Museum Nürnberg; O-W Nr. 295, 1113.

Baiern Bz. Ebersberg, 17 Barren.

Grassau (Niedernfels) Bz. Traunstein, 47 Barren, meist beschädigt.

Haßmoning Bz. Traunstein, unbestimmte Anzahl.

Hohenthann (Thal) Bz. Aibling, über 325 Barren.

München-Luitpoldpark, 500 Barren: O-W Nr. 460, 649; Geidel, Münchens Vorzeit, 1938, Abb. 24.

Otting (Biburg) Bz. Laufen, eine Anzahl Barren, davon 11 unvollständig.

Pfaffenhofen a. d. Ilm, Obb., über 100 Barren.

Sulzbach (Schabenberg) Bz. Pfaffenhofen a. d. Ilm, 100 Barren. 2 Blechstreifen: Bayer. Vorgeschichtsblätter 16, 1942, 52.

Thaining Bz. Landsberg a. Lech, kleiner Fund.

Waging Kr. Laufen, etwa 200 Barren, 3 Randleistenbeile: O-W Nr. 985, 1038.

Wimmern Bz. Laufen, 9 Barren.

Wisseling Bz. Vilshofen, Niederb., 72 Barren.

Schwaben

Bermatigen Kr. Überlingen, 66 Barren.

Emmenthal Kr. Günzburg, 6 Barren.

Friedrichshafen(?), 47 Barren.

Im Kammlachtal, Kr. Günzburg, 1 Barren.

Krumbach a. d. Kammlach (Bayern), (?), 72 ganze Barren, 10 Bruchstücke, 1 Halsring.

Oberpfahlheim Kr. Neu-Ulm, 245 Barren: O-W Nr. 366 und Tf. 7; Germania 22, 1938, 5—7.

Uttenweiler Kr. Riedlingen, etwa 65 Barren: Germania 20, 1936, 208, Tf. 37, 1; O-W Nr. 648, 1037; Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit 15, 1939, 69 (weitere Analysen).

Westdeutschland — Belgien — Frankreich

Burg Landeck bei Klingenmünster Kr. Bergzabern (Pfalz), 1 Barren; O-W Nr. 1120.

Harchies en Hainaut (Hennegau), 4 lange Barren, davon 2 an einem Ende beschädigt, 80—94,7 g, mit breitem D-förmigen Querschnitt und gleichmäßig patinierter, relativ glatter Oberflächenbeschaffenheit. Die Stücke sind 1879 gefunden worden und liegen jetzt als Teil der Collection Joly im Musée de Préhistoire et Protohistoire de la Ville de Mons, Inv. 4501—4504. Die Publikation geschieht mit der freundlichen Erlaubnis von Conservateur Houzeau de Lehaie; Ermittlungen werden MM. P. H. Moisin und G. Lefrancq verdankt.

Widensolen bei Neubreisach (Elsaß), 14 Barren; der Fund wird nach freundlicher Auskunft von Dr. J. J. Hatt-Straßburg, Palais Rohan, in den Cahiers d'Archéologie et d'Histoire d'Alsace 1954/55 veröffentlicht werden.

Azay-le-Rideau, Indre-et-Loire, reiches Depot mit 1 Barren: L. Dubreuil-Chambardel, La Tourraine préhistorique. 1923, 42 ff., Abb. 16 — dazu P. Reinecke: Germania 25, 1941, 202 ff.

Bourges, Cher, Fundstelle „Fonds Gaidons", 7 lange Barren, von denen jedoch nur 4 vollständig erhalten sind. 4 Stück haben einen dreieckigen Querschnitt, zwei Exemplare sind annähernd in der Mitte senkrecht durchbohrt. Die Barren sind 1889 zusammen gefunden worden; die näheren Umstände blieben unbekannt. Sie liegen jetzt unter der Nr. C 385 im Musée du Berry zu Bourges, deren Conservateur M. J. Favière ich für diese Angaben zu Dank verpflichtet bin. Eine Erwähnung als „Panzerspangen" erfolgte in den Mémoires de la Société des Antiquaires du Centre 17, 1889—1890; 314 Nr. 20; 20, 1894, p. XXIII.

Die neuen Funde bestätigen und ergänzen vieles von dem bereits früher Festgestellten. So findet sich die Unterscheidung von zwei verschieden großen Ausführungen des Typus wieder, den üblichen, recht schweren, 30—35 cm langen Stücken, und den selteneren, rund 20 cm messenden Exemplaren, deren geringes Einzelgewicht nochmals ausdrücklich betont sei. Interessant für die Untersuchung der großen Barren ist die neu festgestellte Unterschiedlichkeit ihres Querschnittes, der trapez- bis linsenförmig, aber auch halbkreisförmig und sogar schmal-D-förmig vorkommt; besonders die böhmischen und ungarischen Funde sind in dieser Hinsicht aufschlußreich. Die neuen Funde lieferten aber auch — und nun gleich mehrfach — den Beweis für die übliche Datierung des Typus in den jüngeren Teil der älteren Bronzezeit-A 2 und Früh-B 1, bzw. Hoch- und Spätaunjetitzzeit. Bemerkenswert ist jedoch, daß wieder ein Fall zu verzeichnen ist, wonach diese Barren — vielleicht nur stellenweise — doch sehr viel länger gebräuchlich gewesen sind. Wie in der Tourraine fand sich auch in Oberösterreich ein einzelner Barren in einem frühhallstattzeitlichen Metalldepot. Bei einem südböhmischen Funde wurde eine ähnliche Kombination bereits früher als irrige Interpretation bezeichnet; sie ist leider nicht mehr zu überprüfen. Für den neu nachgewiesenen belgischen Fund ist die mögliche Verbindung mit einigen Radnadeln noch nicht geklärt und

für die Datierungsspanne des gesamten Barrenvorkommens noch nicht diskutierbar. Neu gegenüber der bisher bekannten Art der Auffindung in Depots ist die Entdeckung einzelner dieser Barren als Grabbeigabe und im Schutt einer Siedlung, die in diesem Falle recht überzeugend als Werkstätte bestimmt worden ist.

Altes und Neues läßt auch das sichtbar verbesserte Kartenbild erkennen. Die Verdichtung der bekannten Fundkonzentration in Süddeutschland und Österreich war wohl zu erwarten. Bemerkenswert ist aber die erhebliche Ausweitung des Streuungsfeldes, das jetzt in gesicherten Fundkombinationen auch noch Ungarn, den entlegeneren böhmisch-mährischen Raum und Mitteldeutschland umfaßt, und sogar über den Rhein nach Belgien und Frankreich reicht. Durch die neuen Funde sind vielleicht auch die seinerzeit geäußerten Zweifel an der Sicherheit der Fundortüberlieferung einzelner von dem süddeutsch-österreichischen Zentrum entfernt entdeckter Barrendepots entkräftet worden.

Innerhalb dieses weiten Fundbereiches läßt sich nun etwas Interessantes feststellen. Es ist offenbar, daß die aus dem Zentrum bekannten Funde nicht nur zahlreicher, sondern im Einzelfalle auch mengenmäßig umfangreicher sind; 100, 200, ja sogar mehr als 300 Stück in demselben Verband sind gar nicht selten, und die Barren stellen hier, bis auf klar bestimmbare Ausnahmefälle, den einzigen Bestand der Depots dar. Je weiter man sich von dem Kern der Funde in Bayern und Oberösterreich entfernt, desto geringer wird der Bestand an Barren; der Fund von Miškolc mit 17 Barren ist bereits mit Abstand der größte. Außerdem treten die Barren in den Randgebieten in der Regel auch nicht allein, sondern mit anderen Gegenständen zusammen auf, mehreren Dolchblättern, mehreren Beilen, sog. Barrenringen, Ösenhalsringen und anderem. Wenn man diesen Befund im Sinne des bekannten Reinecke'schen Vorschlages deutet, ergäbe sich daraus eine weitere Bestätigung für das angebliche Ursprungsgebiet in Nordtirol und im Salzkammergut, von wo aus die Barren auf kartenmäßig beinahe ablesbaren Wegen durch den Handel verbreitet und je weiter vom Zentrum entfernt desto seltener geworden sind. Voraussetzung für diese Erklärung ist freilich, daß alle Spangenbarren typmäßig zusammengehören und auch sonst keine substantiellen Differenzen festzustellen sind. In dieser Hinsicht bieten die wenigen formalen Unterschiede, die beiden Größenklassen und die von tschechischer Seite herausgestellten Abweichungen im Querschnitt einzelner Barren, vielleicht nur schwache Ansätze zu einer Auflösung der Typeinheit, wenn auch die regionale Beschränkung der wenigen Varianten beachtenswert ist. Die kleinen Barren liegen nur in einigen süddeutschen, bayrischen Funden vor, und die Querschnittunterschiede sind bisher nur an einigen böhmischen Exemplaren festgestellt worden.

Sehr viel schwerwiegender sind aber die bereits angedeuteten Ergebnisse einiger Metallanalysen. H. Otto und W. Witter haben, wie bereits erwähnt, mit ganz bestimmten Worten erklärt, daß eine Anzahl der von ihnen untersuchten Spangenbarren aus Erzen gegossen sind, die nur in Mitteldeutschland, besonders im Saalfelder Raum vorkommen. Nur für wenige Barren halten sie einen Ursprung aus alpinen Erzen für möglich. Wenn man einige jüngst von tschechischer Seite [9]) mit demselben Ergebnis analysierten Barren hinzunimmt, ergibt sich, daß diese Stücke besonders in Böhmen,

Mähren und Österreich vorkommen, während die bayrischen Funde vorzüglich die „Saalfelder Merkmale" zeigen. In der Gesamtverteilung ist jedoch ein gewisses Neben- und Durcheinander der beiden Erzarten zu erkennen. Dies wird an zwei Funden besonders deutlich: dem Depot von Prag-Bubenetsch und einem Funde von unbekanntem Fundort in Süddeutschland (vormals unter der Ortsbezeichnung Schkeuditz bei Halle geführt), wo Barren aus beiden Erzgebieten zusammenliegen.

Diese beiden Fälle sind aber nun nicht allein geeignet, die Anfechtbarkeit der alten These von der ausschließlich ostalpinen Herkunft der Spangenbarren zu erweisen, sondern auch den Otto-Witterschen Gedanken von zwei verschiedenen Herkunftsgebieten dieser Spangenbarren in Zweifel zu ziehen. Denn wie soll das Auftreten von formal gleichen, herkunftsmäßig aber verschiedenen Barren in demselben Funde zu erklären sein? Dies ginge nur an, wenn man eine Gewichts- und Maßnorm für alle Spangenbarren annehmen könnte, ein leicht zu widerlegender Gedanke, oder wenn man mit dem Antransport der Erze oder wenigstens der Metalle aus den beiden genannten Gebieten rechnet, und eine Herstellung der Barren an einer dritten Stelle für möglich hält; dieser Gedanke wird aber im allgemeinen als unvereinbar mit den für die ältere Bronzezeit vorgestellten Handels- und Wirtschaftsverhältnissen erachtet.

Nun ist den Forschungsergebnissen von H. Otto und W. Witter nie allgemein zugestimmt worden, und zwar nicht nur wegen einiger archäologischer und historischer Unklarheiten, die besonders in den älteren Schriften W. Witters auffallen. Auch zu ihren metallurgischen Arbeiten sind immer Einwände erhoben worden [10]). Diese betrafen gewiß nicht die Großartigkeit des von ihnen als Aufgabe erstellten Gedankengebäudes. Daß die beiden Forscher als erste die Spektralanalyse in der urgeschichtlichen Metallforschung ausgiebig angewendet haben, wird ihnen immer anerkannt werden [11]). Jedoch ist nicht zu übersehen, daß manche ihrer Schlüsse zu schnell gezogen und nicht genügend, nicht breit genug unterbaut worden sind. Bildlich gesprochen wird man den Eindruck nicht los, daß ihr Gebäude zu schnell überdacht worden ist, bevor die Säulen bis an das Gebälk hinaufgezogen oder die durchgeführten Träger genügend auf ihre Tragfähigkeit hin geprüft worden waren. Zu dem in dieser Hinsicht bereits anderwärts Vorgebrachten seien noch zwei Einwände hinzugefügt, die gerade für den vorliegenden Fall wichtig erscheinen. Es fehlt offenbar eine genaue Untersuchung der lokalen Variabilität der Spurerze, womit auch nach einer freundlichen Mitteilung von S. Junghans sehr wohl gerechnet werden kann, und es erscheint auch eine neuerliche Untersuchung der Erzbeschaffenheit aller nicht von den beiden Verfassern selbst erforschten Lagerstätten notwendig; die von ihnen benutzten Untersuchungen liegen zeitlich z. T. sehr weit zurück und sind offenbar zu ganz anderen Zwecken vorgenommen worden. In der vorliegenden Form wirken ihre apodiktischen und dabei für die archäologische Auswertung folgenschweren Erklärungen über die Beschaffenheit und Einzigartigkeit der Erze in den verschiedenen, besonders den mitteldeutschen Erzgebieten nicht überzeugend. Die Befunde liegen nämlich keineswegs so klar. Allein die Vergleiche verschiedener Analysen lassen aufhorchen. Z. B. wird das cyprische Kupfer von H. Otto-W. Witter als sehr stark goldhaltig typisiert, während A. Oldeberg in einigen Untersuchungen zu dem gegenteiligen Ergebnis kommt [12]). Ähnliche Gegensätzlichkeiten im

Hinblick auf die einzigartigen mitteldeutschen Fahlerze erbrachten die neueren österreichischen Forschungen in den nordiranischen Kupfererzgebieten [13]), deren Erze doch noch recht gut in älterbronzezeitlichen Metallgegenständen aus dem Donauraum auftreten könnten. Offensichtlich hat die metallurgische Urgeschichtsforschung hier noch ein weites Arbeitsfeld vor sich. Und man kann nicht nachdrücklich genug die zahlreichen Warnungen von R. Pittioni und seine ermahnenden Hinweise auf die Verwickeltheit der metallurgischen Herkunftsbestimmungen unterstreichen. Die hoffnungsvolle Atmosphäre mancher literarischen Reaktionen auf die Otto-Witterschen Forschungen, die geradezu einen absoluten Maßstab für die Ordnung in der älterbronzezeitlichen Urgeschichte erwarten lassen sollten, ist längst verflogen.

Für die metallurgische Herkunftsbestimmung der Spangenbarren gelten aber natürlich dieselben Vorsichtsmaßregeln und Schwierigkeiten. Auf jeden Fall sind bisher zu wenige Stücke analysiert worden. Noch nirgends wurde der gesamte Bestand eines Fundes durchgehend untersucht, wobei sich vielleicht die überraschendsten Ergebnisse einstellen könnten. Vorläufig ist wohl nur soviel mit einiger Sicherheit zu sagen, daß die für die Herstellung der Spangenbarren verwendeten Erze von mehreren, und zwar verschiedenen Lagerstätten oder Erzgebieten stammen werden. Die neueren Untersuchungen von S. Junghans haben dies nochmals erwiesen. S. Junghans gelang es sogar, in den beiden Depots von München-Luitpoldpark und Uttenweiler je einen zinnhaltigen, also bronzenen Spangenbarren festzustellen. Das heißt aber, daß nicht einmal nur die Hüttengebiete für die Klärung der Herkunftsfrage in Betracht kommen, sondern auch andere „von der Hütte unabhängige Herstellungszentren" der Spangenbarren, wo nicht nur Erze, sondern auch Bruchmetalle verarbeitet und in bestimmte gängige Formen gegossen worden sind.

Damit dürfte die These, daß die Spangenbarren in erster Linie nicht auf ein bestimmtes Bergbaugebiet hinweisen, sondern als eine in der älteren Bronzezeit handelsübliche Metallform aufzufassen sind, erheblich gestützt worden sein. Eine solche Auffassung erleichtert es, von den älterbronzezeitlichen Barren zu den frühhallstattzeitlichen Exemplaren über die große Fundlücke in der mittleren und jüngeren Bronzezeit hinweg eine Verbindung zu finden, auch weil die späten Spangenbarren überzeugender als letzte Anfertigungen eines alten Typus erscheinen, denn als Reste einer durch Jahrhunderte aufbewahrten Metallreserve. Dabei ist das allgemeine Fehlen von Barren in dieser Zwischenzeit sicherlich von einiger Bedeutung. Vielleicht ist für eine solche Betrachtung auch noch die, in formaler Hinsicht vorhandene, wenn auch schwache Erinnerung an die bekannten, langen Spitzbarren der frühen Eisenzeit von Interesse. Gewisse allgemeine Barrencharakteristika an den Spangenbarren hat ja bereits P. Reinecke herausgestellt [14]).

Mit dem bisher Gesagten ist nun für die Deutung der Gesamterscheinung der Spangenbarren gewiß ein Gewinn, nämlich eine Verbreiterung der Erkenntnisbasis zu verzeichnen. Es verbleibt noch, den Geltungs- und Gültigkeitsbereich ihrer Form zu bestimmen, und vor allem eine Erklärung für die auffällige Massierung dieser Stücke am Nordrande der östlichen Alpen zu finden. Es ist sehr schwer, für die Spangenbarren eine größere Reichweite zu verfechten, als sie die Verbreitungskarte angibt. W. von

Brunn meint zwar [15]), dort wo diese Barren fehlen, seien sie wahrscheinlich sofort nach dem Kauf in den Schmelztiegel gewandert und treten uns jetzt in Gestalt der vielen Beile, Ringe usw. entgegen. Diese Auffassung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, soweit einzelne Spangenbarren noch z. B. in Mitteldeutschland oder westlich des Rheins auftreten. Aber gerade in Mitteldeutschland finden sich neben den Spangenbarren noch andere Barrenformen, zumal die, vorläufig dort lokal begrenzten, sog. Zungenbarren [16]). Und es ist möglich, daß die für sie maßgeblichen Werkstätten keine weiteren Spangenbarren angefertigt haben, und vielleicht sogar den Handel mit ihnen nach Nordmitteleuropa inhibierten, um ihre eigenen Erzeugnisse an Schmuck und Geräten umso besser absetzen zu können. Hier wären zunächst einmal diese Werkstätten aufzufinden und in ihrer Reichweite zu bestimmen. Solange die Herkunft der dort verwendeten Erze noch nicht geklärt ist — für gewisse Stücke verweisen ja H. Otto und W. Witter auf die mitteldeutschen Erzlagerstätten —, muß diese Frage der vielen Unsicherheiten wegen offen bleiben.

Auch zur Deutung der Spangenbarrenhäufung am nördlichen Alpenrande hat sich W. von Brunn in demselben Zusammenhange geäußert. Er sieht darin ein Zeichen des örtlichen Metallreichtums und sogar des Überflusses dank der nahegelegenen Erzgebiete, wodurch es möglich geworden sein soll, das Metall an sich und nicht nur die erzeugten Gegenstände als Wertmaßstab zu wählen und mit ihm wie mit Geld zu verfahren. Wenn man aber seine eben angeführte Behauptung der weiten Verbreitung dieser Barren und die doch sehr enge, räumliche Konzentration dieser Massenfunde bedenkt, so kann man auch zu der Vermutung kommen, daß irgendein kriegerisches Ereignis von kurzfristiger und räumlich begrenzter Wirkung die Eigentümer zum Vergraben dieser Schätze veranlaßt hat, ein Ereignis, das anderswo nicht in derselben Heftigkeit, wenn überhaupt, spürbar geworden ist, und also dort die Weiterverarbeitung der Barren nicht aufgehalten hat. W. von Brunn machte schon auf das Fehlen der süddeutschen Entsprechungen zu den vielen in Mitteldeutschland bekannten Bronzedepots voll der verschiedensten Gegenstände aufmerksam; hier steht freilich die statistische Kontrolle und zumal die genaue zeitliche Differenzierung noch aus.

Es ist erfreulich festzustellen, daß auch diese gegensätzlichen Erklärungen sich in ihrem Nutzen für das Gesamtproblem letzten Endes nicht ausschließen. Im Gegenteil unterstützen beide eine Neuaufrichtung der alten Reinecke'schen Erklärung, die sehr viel mehr Möglichkeiten, aber freilich auch mehr Gefahrenpunkte einbeschließen muß. Immer noch sollte die Nähe der Erzlagerstätten und der Barrendepotzone am Nordrande der Alpen der Ausgangspunkt der Beurteilung sein. Man möchte daher annehmen — trotz aller Einwendungen und Überlegungen wird man immer wieder darauf hingewiesen —, daß die Spangenbarrenform dort ihren Ausgangspunkt genommen hat. Daß sie eine lokale Abwandlung der ebendort bereits seit den Zeiten der Badener Kultur [17]) üblichen Ösenhalsringe darstellen, wäre zu diskutieren; die von P. Reinecke geübte Koppelung der Spangenbarren mit den sogenannten Barrenhalsringen verunklart die Situation, da diese von den echten Ösenhalsringen nicht immer klar zu trennen sind, deren Verbreitung völlig anders liegt. Die Spangenbarrenform wird in der ganzen „Zone nordwärts der Alpen" Aufnahme, Geltung und Nachahmung gefunden haben,

wobei dann die bekannten Formabweichungen entstanden sein dürften. Die kleineren, so betont an Barrengeld erinnernden Stücke sind wahrscheinlich auch erst eine in dieser zeitlich gewiß nur wenig späteren Produktionsphase entwickelte Variante. Weiterhin bleibt es völlig ungewiß, ob der Spangenbarrentyp über die vereinzelt nachweisbare, lokale Bedeutung hinaus — wenn auch in einem von Oberösterreich bis Mittelfrankreich reichenden Gebiet — die allgemein übliche Metallhandelsform bis in den Beginn der Hallstattzeit geblieben ist.

Anmerkungen.

[1]) Schumacher-Festschrift, 1930, S. 107—115, Tf. 10.

[2]) Památky, N.F., 2, 1932, S. 55. — L. Franz, Beiträge zur Vor- u. Frühgeschichte Böhmens, 1935, S. 23. — Fundberichte aus Schwaben, N.F., 9, 1935—38, S. 41, Tf. 9, 1. — Germania, 20., 1936, S. 208. — a. a. O., 22., 1938, S. 5 ff. — WPZ. 24., 1937, 165 ff., Abb. 1.; 30., 1943, S. 59 ff., Abb. 2. — Germania, 25., 1941, S. 202. — B. Dubský, Pravěk jižních Čech 1949, 70 ff.

[3]) Germania, 30., 1952, S. 90 ff.

[4]) H. Otto-W. Witter, Handbuch der ältesten vorgeschichtlichen Metallurgie in Mitteleuropa, 1952.

[5]) PZ., 32/33., 1941/42, S. 93—100.

[6]) WPZ., 30., 1943, S. 55. Das Zitat aus PZ. 32/33 ist leider zu stark gekürzt.

[7]) Ber. RGK 34, 1951—1953 (1954), S. 79 mit Anm. 20.

[8]) PZ., 34./35., 1949/50, S. 249 ff.

[9]) Archeolog. Rozhl., 4, 1952, S. 136—143.

[10]) Vgl. Anm. 8, S. 257 ff.

[11]) R. Pittioni: VII. Annual Report. Institute of Archaeology of the University of London, 1951, S. 33. — Derselbe, WPZ., 25., 1938, S. 185 ff.

[12]) H. Otto-W. Witter, a. a. O., S. 37. — A. Oldeberg, Metallteknik under förhistorisk tid II, 1943, S. 293.

[13]) ArchA. 10, 1952, S. 61 ff.

[14]) Germania, 22., 1938, S. 6.

[15]) Vgl. Anm. 8.

[16]) PZ., a. a. O., 241, Tf. 10, 3; 11, 6.

[17]) WPZ., 24, 1938, S. 15 ff.

Urgeschichte und Völkerkunde.

Von Richard Pittioni, Wien.

ArchA. 12., 1953, S. 85, konnte im Rahmen der Bemerkungen zur Methodik des urgeschichtlichen Unterrichtes auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht werden, völkerkundliche Fragen innerhalb des geographischen Unterrichtes zu besprechen. Im Anschluß an diese allgemeinen Bemerkungen soll im folgenden eine gedrängte Darstellung des Verhältnisses von Urgeschichte und Völkerkunde geboten werden, um die Position dieser beiden Disziplinen innerhalb der gesamthistorischen Forschung näher zu beleuchten.

Man geht dabei am besten von dem Aufgabenbereich aus, der den genannten Fächern zufällt. Forschungsobjekt der Urgeschichte sind die schriftlosen Kulturen der Vergangenheit, Forschungsgebiet der Völkerkunde hingegen die schriftlosen Kulturen der Gegenwart. Die Urgeschichte untersucht daher jene Kulturformen, die mit dem ersten Auftreten des Menschen beginnen und zur einsetzenden Schriftgeschichte führen, die Völkerkunde hingegen erfaßt die heute lebenden schriftlosen Kulturen und versucht sie vorerst auf Grund ihrer Erscheinungsformen in eine grundsätzliche Ordnung zu bringen. Demgemäß steht zwischen dem urgeschichtlichen Aufgabenbereich und jenem der Völkerkunde die gesamte Menschheitsgeschichte, die in das Alpha des ersten Anfanges und das Omega der Gegenwart eingespannt ist.

Die Urgeschichte besitzt nun den großen Vorteil, daß ihr Quellengut nicht allein über einen langen Zeitraum verteilt ist, sondern auch die historische Dynamik in der Abfolge der Hauptperioden der menschlichen Geschichte vor Erfindung der Schrift sowie in der speziellen Gestaltung dieser Hauptperioden innerhalb der einzelnen Kulturräume zu verfolgen vermag. Die Urgeschichte ist deshalb in der Lage, der grundsätzlichen Abfolge von lithischer, keramischer und metallischer Kulturformung im Sinne einer Modifikationsreihe weltgeschichtlicher Allgemeinbedeutung die Detaildynamik des europäischen, afrikanischen, asiatischen und amerikanischen Kulturbereiches an die Seite zu stellen.

Sie kann daher die kulturellen Gestaltungsprozesse und damit das historische Geschehen bis in die kleinsten Kulturlandschaften hinein verfolgen und bei entsprechender Quellenlage die Kulturen größerer Dynamik den Kulturen geringerer Dynamik gegenüberstellen. Daraus resultiert ein höchst kompliziertes Gebilde von historischen Beziehungen und Kulturabfolgen, die dem Außenstehenden das Eindringen in die urgeschichtliche Problematik so erschweren. Die Historisierung der Urgeschichte wird

weiters dadurch erleichtert, daß es oftmals gelingt, engere Beziehungen mit den frühen Schriftkulturen herzustellen und damit feinere chronologische Daten in ein Quellengut zu projizieren, das aus sich heraus nicht immer eine detailreichere Gliederung gestattet. Immerhin ist festzustellen, daß die historische Durchdringungsfähigkeit des urgeschichtlichen Quellengutes und damit auch des gesamten urzeitlichen Kulturablaufes im Mittelpunkt der urgeschichtlichen Forschung steht, und daß deshalb für sie das Wesen des Geschichtlichen, d. h. die Aneinanderreihung von historischen Perioden bestimmten Gepräges und spezifischer kultureller Inhalte, voll und ganz gegeben ist.

Dazu kommt, daß die Quellenkunde der Urgeschichte die innere Geschlossenheit, die Ganzheit, nicht allein jeder urzeitlichen Hauptperiode, sondern auch jeder urzeitlichen Kulturform zu erweisen vermag, daß somit die drei großen Kulturphasen (Lithikum, Keramikum, Metallikum) ebenso wie die innerhalb dieser Zeiten von Individuen und Gemeinschaften geschaffenen Kulturformen den Ausdruck einer bestimmten Periode in materieller, geistiger und metaphysischer Hinsicht darstellen. Quellen und Zeit sind somit aufeinander bezogen und jeder Teilabschnitt des urzeitlichen Geschehens stellt demnach eine bestimmte einmalige historische Situation dar, die unter ganz bestimmten Voraussetzungen entstanden ist. Wie die historische Erfahrung lehrt, gehört diese Einmaligkeit des Geschehens zum Wesen des Historischen, innerhalb dessen Zeitspanne es keine Wiederholung einer einmal geschaffenen oder gewesenen Situation gibt.

Es ist demnach durchaus berechtigt, daß die Urgeschichte als jene Disziplin, die diese vergangenen historischen Gegebenheiten der schriftlosen Geschichte zu erforschen hat, nicht allein terminologisch, sondern auch methodisch von den übrigen historischen Disziplinen abgegrenzt wird. Terminologisch dadurch, daß ihr innerhalb des deutschen Sprachgebrauches der Begriff „Urgeschichte" (bzw. Protohistorie) endgültig zugewiesen wird, und methodisch dadurch, daß sie sich der Tatsache historischer Einmaligkeit bewußt mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln an die Erschließung, Kombination und Interpretation der Quellen heranwagt. Ihr Ziel ist deshalb die Erarbeitung der historischen Ganzheit im Sinne einer universalen Menschheitsgeschichte vor Erfindung der Schrift ebenso wie das Erfassen der historischen Ganzheit zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem kleineren oder größeren Kulturbereich. Der wahre Historiker ist daher derjenige, der sich seines Forschungsobjektes bewußt auch der für dieses Objekt geeigneten, adäquaten Forschungsmethoden bedient und nur aus seinen ureigensten Quellen heraus die historischen Prozesse zu erfassen versucht.

Hat somit die Urgeschichte die von dem Alpha der Menschheitsgeschichte weiterführende historische Gestaltung über einen verhältnismäßig langen Zeitraum zu verfolgen, so steht die Völkerkunde mit ihrem Forschungsobjekt am Ende einer historischen Gestaltung in spezifischen Lebensräumen. Auch darin zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zur Urgeschichte, die allweltlich orientiert ist und daher die gesamte Menschheitsgeschichte umfaßt, während die Völkerkunde nur Teile aus diesem Gesamtbereich der Menschheitsgeschichte herauszugreifen vermag. Das verleiht ihr an sich schon einen gewissen Nachteil gegenüber der Urgeschichte. Er wird noch dadurch verstärkt, daß dem völkerkundlichen Forschungsobjekt an sich keine Chronologie innewohnt, daß es sich somit um Endstadien handelt, die der wissenschaftlichen Erfaßbarkeit erst mit dem

Einsetzen der europäischen Kolonisationstätigkeit zugeführt wurden. Diese an sich im Vergleich zur gesamten Menschheitsgeschichte verschwindend kleine und mit den erschließbaren Zeiträumen der Urgeschichte kaum vergleichbare Zeitspanne der Völkerkunde setzt natürlich die Möglichkeit einer Historisierung der rezenten schriftlosen Kulturen wesentlich herab. Eine solche wird kaum verbessert, wenn von der Basis der historischen Hochkulturen ausgehend versucht wird, gewisse Querverbindungen zu den gleichzeitigen schriftlosen Kulturgebieten zu ziehen.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten ist natürlich auch die Völkerkunde bestrebt, das ihr zur Verfügung stehende Quellengut historisch zu gliedern und so nicht allein eine Historisierung der einzelnen völkerkundlichen Einheiten anzustreben, sondern darüber hinaus die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge aufzudecken.

Die Völkerkunde geht somit von Einzelerscheinungen aus und sucht diese in einem historisch-genetischem Zusammenhang miteinander zu verbinden. Auf Grund dieses Arbeitsprozesses ist sie der Urgeschichte gegenüber in einer weitaus unangenehmeren Position, da es für sie fast nur Möglichkeiten, aber kaum Tatsachen gibt, die historisch erweisbar wären.

Denn die Völkerkunde hat noch mit einer weiteren Behinderung zu rechnen, die für die Urgeschichte nicht gilt: damit nämlich, daß der historische Zeitraum, der zur Ausbildung der rezent faßbaren völkerkundlichen Kulturformen führte, die während der Urzeit bestandene kulturelle Ganzheit aufgelöst haben kann, daß somit nicht mehr die Gewähr dafür gegeben ist, einen Teilbestand der Kulturganzheit als Indikator für die gesamte kulturelle Struktur einer bestimmten Zeit werten zu können. Werkkultur, soziologische Gliederung und metaphysisches Weltbild können innerhalb eines völkerkundlichen Komplexes weitgehend differieren und in ihrer Gesamtgestaltung daher verschiedenen historischen Zeiträumen angehören.

Im Besonderen wird dies für jene völkerkundlichen Komplexe gelten, die in engerer oder weiterer Beziehung zu alten Hochkulturen gestanden sind und daher von diesen für jedes Teilgebiet ihrer kulturellen Tätigkeit Anregungen erhalten haben können. Bei allen völkerkundlichen Kulturformen handelt es sich demnach nicht um erstmalige Bildungen wie in der Urzeit, sondern um ebenso komplizierte historische Gebilde wie bei den ihrem Werden und ihrer Geistigkeit nach leichter erfaßbaren Hochkulturen verschiedenen Alters. Die Idee von der Konstanz der Kultur hat deshalb nur eine sehr eingeschränkte Anwendungsmöglichkeit im Bereich historischer Forschung. Sie ist speziell durch die Urgeschichtsforschung dahingehend belehrt worden, daß eine einmal geschaffene Kulturform keine unveränderliche Dauereinrichtung ist. Jede kulturelle Form trägt eine historische Dynamik in sich, die eine mehr, die andere weniger, doch ein Verharren auf einem einmal erreichten Stand wäre dem beweglichen menschlichen Geiste wesensfremd.

Eine besondere Betonung dieses Momentes scheint uns notwendig zu sein, um die speziell im völkerkundlichen Forschungsbereich gegebene Gefahr einer kulturstadialen Einschätzung eines phänotypisch alt erscheinenden Komplexes von vornherein auszuschließen. Nicht das im Augenblick der Forschung vorliegende Erscheinungsbild ist für die historische Verankerung eines völkerkundlichen Komplexes entscheidend, sondern

die aus den gegebenen historischen Tatsachen erschließbare Formgebung als Ausdruck eines über eine bestimmte Zeit sich erstreckenden Formungsprozesses. So wie es die Urgeschichte bereits seit einiger Zeit hält, wird auch für die Völkerkunde die kulturgeographische Betrachtungsweise dabei von großem Nutzen sein.

Somit ringt auch die Völkerkunde mit zwei historischen Problemen: mit dem der Einzelgeschichte eines bestimmten völkerkundlichen Komplexes und mit dem der Gesamtgeschichte der rezenten schriftlosen Völker. Dieses zweite Problem ist vielleicht auch die Kernfrage der Völkerkunde, denn es handelt sich bei ihr um nicht mehr und nicht weniger als um die Bestimmung des Zeitpunktes, von dem an das historische Werden der rezenten schriftlosen Völker und Kulturen einsetzt. Und hier ist schließlich auch der Punkt, an dem Urgeschichte und Völkerkunde als historische Disziplinen einander begegnen. Denn die Urgeschichte vermag auf Grund ihres Quellenmateriales, manchmal auch noch unter Heranziehung eines frühgeschichtlichen Bestandes benachbarter Schriftkulturen die schriftlose Geschichte der von ihr untersuchten Kulturlandschaften bis zu einem gewissen Zeitpunkt festzustellen. Im Vorderen Orient und in Ägypten beispielsweise bis rund 3000 v. Ch. G., in Griechenland bis etwa 1000 v. Chr. G., in Italien bis zur Mitte des letzten Jahrtausends v. Ch. G., in Mitteleuropa bis um Chr. Geb. und in Skandinavien bis tief in das 1. Jahrtausend n. Ch. G. herein.

Für die Urgeschichte ist demnach die historische Gesamtlinie gewahrt, denn sie zeigt neben dem Werden und Vergehen bestimmter Menschenformen das dauernde Spiel der kulturgestaltenden Kräfte bis zu dem Zeitpunkt, da die einzelnen Kulturzonen zur Selbstbespiegelung durch die eigene schriftliche Überlieferung gelangen. Wie die genannten Beispiele gezeigt haben, sind jedoch die Termine, an denen dieser Schritt zur Selbstbespiegelung schriftlicher Überlieferung getan wurde, in jedem Kulturgebiet verschieden, da die historische Einzeldynamik nicht allein vom geistigen Standard irgend einer soziologischen Gemeinschaft, sondern auch von ihrem Lebensbereich, in dem sie geworden ist, abhängt. So gibt es deshalb kulturelle Formen, die die genannte Grunddynamik vom Lithikum über das Keramikum bis zum Metallikum miterlebt haben und erst während des späten Metallikums zur schriftlichen Überlieferung gelangten, während daneben kulturelle Formen diesen Schritt bereits am Beginne des frühen Metallikums getan haben oder andere wieder, die trotz ihrer Zugehörigkeit zur metallzeitlichen Grunddynamik von sich aus nicht zur geschriebenen Eigenüberlieferung gelangten. Daneben gibt es auch noch Kulturformen, die die keramikzeitliche Grunddynamik niemals verlassen haben und ihren weiteren historischen Lebensweg entweder innerhalb dieser keramischen Grunddynamik beibehalten oder sich sogar von diesem Standard entfernend wieder einen pseudorückläufigen Weg eingeschlagen haben.

Ein solcherart kompliziertes Geschehen — und wir dürfen uns dieses Geschehen nicht kompliziert genug vorstellen — erschwert natürlich das Aufstellen einer allgemein gültigen Grenzlinie zwischen Urgeschichte und Völkerkunde. Nur eines läßt sich im Hinblick auf den derzeitigen Forschungsstand erkennen: die gesamte Geschichte des Lithikums in aller Welt liegt v o r dieser Grenzlinie zwischen Urgeschichte und Völkerkunde; geochronologisch kann sie nur in das Postglazial gesetzt werden. Absolutchronologisch ausgedrückt bedeutet dies, daß einer etwa 600.000jährigen Gesamtgeschichte

der Menschheit eine theoretisch optimal zu bemessende völkerkundliche Geschichte von 10.000 Jahren gegenüber steht. Diese 10.000 Jahre verringern sich jedoch noch sehr wesentlich in jenen Gebieten, in denen die historische Grunddynamik zu weiteren kulturellen Formen geführt hat; im Bereich keramikzeitlicher Kulturen somit auf 4000 Jahre und im Bereiche metallzeitlicher Kulturen auf eine noch geringere Zahl. Die historische Tiefe, mit der die Völkerkunde rechnen kann, ist somit verhältnismäßig gering. Im konkreten Einzelfall wird sie jedoch nur dann annäherungsweise genauer bestimmt werden können, wenn die urgeschichtliche Forschung die chronologischen Fundamente legt und damit erst die Voraussetzungen für den historischen Rahmen einer völkerkundlichen Kulturerscheinung schafft. Eine Historisierung der Völkerkunde als einer bloß die allerletzte Vergangenheit direkt erfaßbaren historischen Disziplin wird nur dann gelingen, wenn die Urgeschichte als ein arteigener Teil der Gesamtgeschichte die über das Lithikum hinaus reichenden Grundlagen fördert. In allen jenen völkerkundlichen Forschungsbereichen, in denen diese historische Verzahnung bereits erkannt wurde (das erste Mal für die europäische Volkskunde als einem Teil der gesamtvölkerkundlichen Forschung), ist man auch planmäßig zur urgeschichtlichen Grundlagenforschung gekommen und hat dadurch mehr als bedeutsame Ergebnisse zu erreichen vermocht. Daß sie erkenntnistheoretisch von weitaus größerem wissenschaftlichen Gewicht sind als abstrakte oder aus aprioristisch aufgebauten Leitsätzen deduzierte Theoreme braucht wohl kaum eigens hervorgehoben zu werden.

So dürfte durch unsere kurzen Bemerkungen auch hinlänglich klar geworden sein, daß die historische Eigenart der Urgeschichte und der Völkerkunde als die Forschungsbereiche zweier chronologisch hintereinander stehender menschheitsgeschichtlicher Epochen keine Gleichsetzung irgend eines ihrer Forschungssektoren aus methodischen Gründen gestatten. So wie der Historiker der Neuzeit niemals eine direkte Beziehung zu historischen Teilerscheinungen des Altertums anstellen wird — wer es von ihm verlangen würde, wäre zumindestens des Erstaunens sicher — so kann auch nicht die völkerkundliche Geschichte der letzten Jahrtausende mit der fast unermeßlichen Zeittiefe der keramik- und steinzeitlichen Geschichte in eine direkte Verbindung gesetzt werden. Wer es aber versucht, der muß sich dessen bewußt sein, daß er die Grundsätze und Methoden der historischen Forschung außer Acht läßt.

Fassen wir zusammen, dann ist daran festzuhalten, daß Urgeschichte und Völkerkunde spezifische Abschnitte und Teile der gesamten Menschheitsgeschichte erforschen, daß beide Disziplinen zu ganz bestimmten Zeitpunkten, die je nach Kulturform und Kulturlandschaft absolutchronologisch verschieden zu fixieren sind, die Kette der historischen Einzeldynamik zu schließen haben, daß darüber hinaus die Forschungswege dieser beiden Fächer keine wesentlichen Berührungen miteinander aufweisen. Wenn man einmal die Auffassung vertrat, daß es möglich wäre, Gegenwart und späte Steinzeit oder gar Gegenwart und beginnende Steinzeit in einen ursächlichen Zusammenhang zu rücken, so war dies bei dem Forschungsstand — vor allem im Bereich der Urgeschichte — vor einem Vierteljahrhundert verständlich. Für die zukünftige Forschung, soweit sie die Zusammenarbeit mit der Völkerkunde betrifft, kann es bloß darum gehen, deren terminus a quo für jeden einzelnen völkerkundlichen Komplex konkret

zu bestimmen. Auch die Exemplifizierung urzeitlicher Aufschlüsse durch völkerkundliche Gegebenheiten wird man im Hinblick auf die große chronologische Diskrepanz zwischen beiden immer mehr mit Vorsicht anwenden müssen. Urgeschichte ist und bleibt demnach ein genau begrenzbarer spezifischer Zeit- und Kulturbegriff der historischen Forschung, für die eine eingehende Bestimmung ihrer Einzeldisziplinen eine methodisch notwendige conditio sine qua non darstellt. Demgemäß kann die Besinnung von Urgeschichte und Völkerkunde auf ihre ureigensten Arbeitsgebiete für die Zukunft nur von größter Fruchtbarkeit werden, besonders dann, wenn sich jede Disziplin peinlich genau an ihr Forschungsgebiet halten und nicht vermeintliche Mitspracherechte innerhalb des anderen Fachgebietes anzumelden geneigt ist. So gesehen ist die Urgeschichte eine in sich völlig geschlossene Disziplin, für die eine Umbenennung in prähistorische Archäologie oder Prähistorie lediglich eine Degradierung ihres Aufgabenbereiches darstellte.

Kleine Mitteilungen.

Farbige Glasringperlen aus Oberösterreich und Salzburg (Schnellfingerl).

Im westlichen Oberösterreich und Salzburg werden nicht selten Einzelfunde von kleinen Ringelchen aus Glas in verschiedenen Farben beobachtet, die beispielsweise auf Äckern aufgelesen werden, ohne daß bisher ein weiterer Fundzusammenhang nachweisbar geworden wäre. Da es nach Material, Form, Farbe und Erhaltungszustand völlig gleichartig scheinende Schmuckstücke zur Latènezeit gibt, wie sie etwa P. Reinecke in seiner Arbeit „Glasperlen vorrömischer Zeiten aus Funden nördlich der Alpen" vorlegt [1]), fällt es zumeist schwer, zu entscheiden, ob es sich um einen Fund aus keltischer Zeit handelt, oder ob er einer viel späteren Zeit angehört.

Obwohl über den Gegenstand schon gehandelt wurde, ist völlige Klarheit noch nicht erzielt. Da einige neue Gesichtspunkte vorzubringen sind, soll im folgenden nochmals auf diese Funde eingegangen werden.

Eine erste Erwähnung findet sich im Tätigkeitsbericht des Musealvereines in Schärding vom Jahre 1909, wo unter den Neuzugängen der Sammlung auch „eine Reihe von vorgeschichtlichen Glasschmuckringeln aus Taufkirchen" erwähnt werden [2]). A. Mahr kommt in seiner Arbeit „Die La Tèneperiode in Oberösterreich" auch darauf zu sprechen und führt aus: „Ob die auf Feldern in der Umgebung von Taufkirchen (bei Schärding) mehrfach aufgefundenen Glasperlen in Ringgestalt (im Museum zu Schärding) wirklich der La-Tènezeit entstammen, vermag ich nicht zu beurteilen" [3]).

Im Jahre 1919 habe ich 16 Stück solcher Glasringperlen behandelt, die zwischen Wernstein und Zwickled bei Schärding auf Feldern gefunden worden waren [4]). Ich konnte dabei auch zwei Parallelen aus Salzburg anführen, wo wir solche Perlen in Schichtbereichen gefunden hatten (Maxglan und Dürrnberg), die auch latènezeitliche Altsachen führten. Dieser Umstand sowie der typologische Befund veranlaßte mich zur Erklärung, daß solche Stücke vorläufig nicht mit Sicherheit der Latènezeit zugewiesen werden können und die Möglichkeit bestehen bleibe, daß sie vielleicht einem wesentlich jüngeren Zeitabschnitt angehören könnten.

Im Jahre 1924 veröffentlichte G. Kyrle einen Aufsatz „Urgeschichtliche Funde aus dem politischen Bezirk Schärding", worin er sich ausführlich mit diesem Fundvorkommen befaßt und eine eingehende Beschreibung der bis dahin auf 87 Stück angewachsenen Sammlung des Museums in Schärding bietet [5]).

Unter Berücksichtigung aller erfaßbaren Merkmale, insbesonders auch der Fundumstände, kommt er zum Urteil, daß „eine prähistorische Provenienz, auch der patinierten Stücke, von vorneherein ziemlich unwahrscheinlich" sei.

Weiters schreibt er: „Dazu kommt noch, daß besonders im Innviertel in früherer Zeit unter der ländlichen Bevölkerung der Brauch Mode war, bei bestimmten Anlässen seine Auserwählte durch Zuwerfen von kleinen Glasringelchen zu ehren und auszuzeichnen. Diese Ringelchen hießen im Volksmunde davon, daß sie mit dem Finger zugeschnellt wurden, „Schnellringeln". Gelegentlich wurden sie auch als eine Art Stimmzettel bei Festen verwendet, die im heutigen Sinne gesprochen mit einer Schönheitskonkurrenz verbunden waren. In einem solchen Fall, und vielleicht auch sonst, sammelten die Mädchen die ihnen zugeschnellten Ringelchen, reihten sie auf einen Faden und wenn sie die meisten hatten, konnte sich ihre Besitzerin als die Begehrteste betrachten. Dieser Brauch war lange und sehr ausgiebig in Gebrauch und es erscheint mir naheliegend, daß die besprochenen Ringfunde nichts mit Urgeschichte, sondern mit dem gerade geschilderten Volksbrauch zu tun haben. Man wird daher gut tun, alle diese Funde für die Vorgeschichte vorläufig zu streichen."

G. Kyrle ist mit seiner brauchtumsmäßigen Deutung auf dem richtigen Wege und es fehlt nur mehr der unmittelbare Nachweis solcher Ringelchen aus dieser nicht weit zurückliegenden Brauchtumszeit, die bis nahe an die Gegenwart heranreicht.

Ich habe seit meiner erwähnten Veröffentlichung derlei Funde im Auge behalten und bin schon vor Jahren durch J. A. Schmellers „Bayerisches Wörterbuch" ebenfalls auf die von G. Kyrle gegebene Deutung gekommen. J. A. Schmeller bringt zu der gegenständlichen Frage wichtige Anhaltspunkte bei, wie den Hinweis: „Wenn es im Parcival von zwey edlen Fräulein heißt, daß sie vingerlin snalten, so ist ... eher eine Unterhaltung mit Fingerlein (Ringelchen) gemeint." Für den salzburgischen Raum ist bemerkenswert, wenn er aus der salzburgischen Chronik Dükhers, Salzburg 1666, anführt: „In sanct Virgili († 784) Grab fand man (anno 1599) unter anderem eine Betschnur von kleinen elfenbeinen Ringelchen wie die Schnöllfingerl." [6])

Weiters kommt bei A. Schmeller zum Ausdruck, daß Schnellfingerl eine sehr geringwertige Sache seien.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit den von G. Kyrle genannten „Schnellringeln" und den Schnellfingerln bei J. A. Schmeller ein und die selbe Sache gemeint ist. Derartige Schnellfingerl sind also um 1666 in Salzburg bekannt und die Erwähnung im Parcival führt noch ins Mittelalter zurück.

Es ist nun sicher von Belang, diese literarischen Nachweise noch durch das wirkliche Vorhandensein solcher Schnellfingerl zu ergänzen. Ich habe Herrn Hauptschuldirektor Paul Würtinger in Salzburg auf diesen Fragenkomplex hingewiesen und seiner liebenswürdigen Bemühung ist es gelungen, aus Mondsee mir eine Serie solcher Schnellfingerl zu verschaffen, die hier vorgelegt werden sollen. Als wesentlich sei der Vorgang der Vermittlung dieser „Funde" kurz geschildert.

Direktor Würtinger, in Straßwalchen geboren, erinnert sich noch daran, wie in seiner Jugendzeit, das ist vor gut 50 Jahren, er und die anderen Kinder noch mit farbigen Glasringelchen, Schnellfingerln genannt, spielten. Dasselbe war auch in Mondsee der Fall, wo der Glasermeister Wagreindl solche Ringelchen verkaufte, die er aus Schneegattern und Böhmen bezogen haben soll. Nach diesen Mitteilungen ersuchte ich Herrn Dir. Würtinger zu versuchen, ob er nicht solche Schnellfingerl in Mondsee noch ausfindig

machen könnte. Er schrieb daraufhin an eine Verwandte in Mondsee. Der Zufall wollte es, daß diese dort mit einer Frau ins Gespräch kam, die ihr erzählte, daß sie eine Zahlung zu leisten habe, wozu ihr augenblicklich die Mittel fehlten. Und daran knüpfte sie die Bemerkung: „Und ich kann doch nicht mit Schnellfingerln zahlen." Damit war ein Stichwort gefallen. Die Verwandte Direktor Würtingers frug daraufhin die Frau, ob sie nicht noch zu Hause solche Ringelchen habe; diese bejahte und brachte ihr kurz darauf 18 Stück davon, die mir sodann Direktor Würtinger zur Verfügung stellte.

Sie sollen nachstehend, Abb. 1 angeführt werden, wobei bemerkt wird, daß sie eine glatte und glänzende Oberfläche haben, da sie ja nie in den Boden gekommen sind. Da die Formen wegen ihrer Herstellung aus gezogenem Glasfaden nicht ganz regelmäßig sind, wird als Maß der Außendurchmesser angegeben.

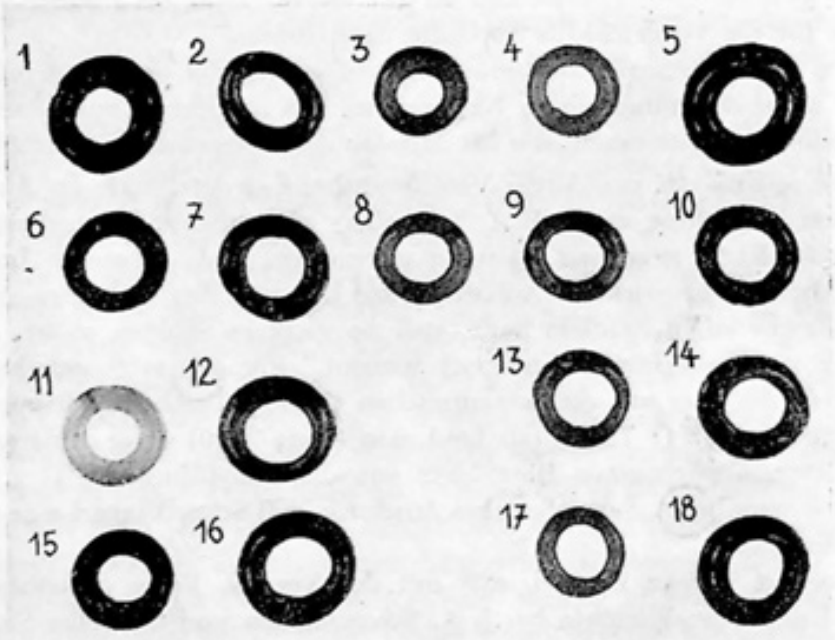


Abb. 1. Farbige Glasringperlen — „Schnellfingerl" aus Mondsee. n. Gr.

1. Ringperle, Abb. 1, 1, aus braunschwarzem Glas, undurchscheinend, Durchm. 1.3 cm
2. „ „ 2, bernsteingelb, durchsichtig, Durchm. 1.2 cm
3. „ „ 3, türkisblau, durchscheinend, Durchm. 0.95 cm
4. „ „ 4, türkisblau, durchscheinend, Durchm. 0.95 cm
5. „ „ 5, türkisblau durchscheinend, Durchm. 1.4 cm
6. „ „ 6, braunschwarz, undurchscheinend, Durchm. 1.1 cm
7. „ „ 7, bernsteingelb, durchsichtig, Durchm. 1.2 cm
8. „ „ 8, türkisblau durchscheinend, Durchm. 1.0 cm
9. „ „ 9, türkisblau, durchscheinend, Durchm. 1.1 cm
10. „ „ 10, türkisblau, durchscheinend, Durchm. 1.15 cm
11. „ „ 11, farblos, durchsichtig, Durchm. 1.1 cm

12. Ringperle, Abb. 1, 12, bernsteingelb, durchsichtig, Durchm. 1.2 cm
13. „ „ 13, türkisblau, durchscheinend, Durchm. 1.05 cm
14. „ „ 14, türkisblau, durchscheinend, Durchm. 1.2 cm
15. „ „ 15, kobaltblau, durchsichtig, Durchm. 1.05 cm
16. „ „ 16, bernsteingelb, durchsichtig, Durchm. 1.25 cm
17. „ „ 17, türkisblau, durchscheinend, Durchm. 1.0 cm
18. „ „ 18 türkisblau, durchscheinend, Durchm. 1.2. cm.

Außer diesen, als neuzeitlich völlig gesicherten Stücken, kann ich noch einige anführen, die wir als Einzelstücke gelegentlich von Geländebegehungen vom Boden aufgelesen haben.

D ü r r n b e r g bei Hallein. Bei der von uns seit vier Jahrzehnten durchgeführten Absuchung des urgeschichtlichen Besiedlungsgeländes, wobei sich auch viel keltische Glassachen, wie Armreiffragmente und zumeist blaue Glasperlen von kugeliger bis ringförmiger Gestalt ergaben, sind auch 4 Stück Ringperlen angefallen, die sich nach Machart und Färbung von den keltischen Stücken unterscheiden. Sie sind aus gezogenem Glasfaden hergestellt und von etwas unregelmäßiger Form.

Stück 1, Ringperle aus weißlichem Glas mit bläulichem Stich, durchscheinend, Außendurchmesser 1.1 cm, Lochlichte 0.45 cm.

Stück 2, Ringperle aus bernsteingelbem Glas, durchscheinend, Durchm. 1.05 cm, Lochlichte 0.45 cm.

Stück 3, Ringperle aus grünem Glas, durchsichtig, Durchm. 1.0 cm Lochlichte 0.6 cm.

Stück 4, Halbe Ringperle aus hellgrünem Glas, durchsichtig, Durchm. 1.2 cm, Lochlichte 0.6 cm. (Genannt in meiner zit. Arbeit, WPZ. 1919.)

S a l z b u r g - M a x g l a n, Garten des Dunkelmaier-Anwesens, Siezenheimerstr. Ringperle, gezogen, aus grünlich durchscheinendem Glas, Durchm. 1.7 cm, Lochlichte 0.85 cm. (Genannt in der WPZ. 1919.)

S a l z b u r g - M a x g l a n, Schottergrube Zagler an der Kleßheimer-Allee, Ringperle, gezogen, farblos, Durchm. 1.0 cm, Lochlichte 0.4 cm.

S a l z b u r g - T h u m e g g, Ringperle, gezogen, türkisblau, durchscheinend, Durchm. 1.10 cm, Lochlichte 0.6 cm.

T h a l g a u, Acker des Buchinger-Anwesens. Halbe Ringperle gezogen, kobaltblau, durchscheinend, Durchm. 1.1 cm, Lochlichte 0.6 cm.

S a a l f e l d e n, Am Ritzenbühel, Ringperle gezogen, blau, Durchm. 0.9 cm, Lochlichte 0.5 cm.

M a r z o l l b. Reichenhall, Bayern. Nahe am Friedhof. Ringperle, gezogen, farblos mit bläulichem Stich. Durchm. 0.9 cm, Lochlichte 0.5 cm.

M o n d s e e. Erhalten von Hofrat Dr. Kury. Gefunden in einer Ackerfurche 1893. Ringperle, türkisblau, opak, Oberfläche verwittert. Durchm. 1.3 cm, Lochlichte 0.7 cm.

Es ist festzustellen, daß diese zuletzt von acht Fundorten angeführten Ringperlen, weiters jene von Mondsee vorgelegten 18 Stück und schließlich die vorher genannten Stücke einer gleichartigen Kategorie von Spielsachen angehören, deren Gebrauch vom Mittelalter bis in die Neuzeit, bzw. Gegenwart fortlebte.

Soweit sich nach dem behandelten Material das Verbreitungsgebiet solcher Spielringelchen überblicken läßt, umfaßt es das westliche Oberösterreich und Salzburg einschließlich des bayrischen Reichenhaller-Tales. Es liegt also in der Hauptsache im nordalpinen Vorland, greift aber mit dem Talbecken von Saalfelden auch in das Gebirge ein. Damit entspricht es merkwürdigerweise dem Ausdehnungsbereich der baiwarischen Landnahme im 6. Jahrh. nach Chr., ohne daß indes diesbezügliche Zusammenhänge erkennbar wären. Von Interesse wäre aber immerhin, auch im südöstlichen Bayern dem Vorkommen von derlei Glasringelchen nachzugehen.

Hingewiesen sei auf den Umstand, daß diese Stücke vielfach als Bodenfunde im freien Gelände, auf Wiesen und Äckern auftreten. Sie mögen wohl beim Zusammenkehren der bäuerlichen Stube in den Mist und damit auf die Felder gelangt sein.

Sicher aber ist, daß diese Schnellfingerl aus dem Typenschatz der Urgeschichte zu streichen und dem Interessengebiet der Volkskunde zuzuweisen sind. Martin H e l l.

Anmerkungen.

[1]) P. R e i n e c k e, AuhV, Bd. V, Taf. 14, 243 b und 245 a.
[2]) MZK, IX, 1910, Sp. 100.
[3]) A. M a h r, MPK., II, 1915, S. 319.
[4]) M. H e l l, WPZ, VI, 1919, S. 68 f.
[5]) G. K y r l e, Heimatgaue, Linz, 1924, S. 12 f.
[6]) J. A. S c h m e l l e r, Bayerisches Wörterbuch, 1936, III. Teil, S. 480.

Zwei unveröffentlichte langobardische Gefäße aus Baumgarten a. d. March, N.-Ö.

Im Jahre 1908 wurden bei Erdarbeiten westlich des Nordendes des Dorfes etwa 20 frühmittelalterliche Gräber zerstört, aus denen etliche Tongefäße und sonstige Beigaben an die Prähistorische Sammlung des Naturhistorischen Museums in Wien gelangten. J. Szombathy hat die erhaltenen Funde 1925 veröffentlicht [1]) und sie der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr. zugewiesen. E. Beninger hat 1931 drei der Gefäße in neuen Abbildungen vorgeführt [2]) und 1934 bereits ihre Zugehörigkeit zur langobardischen Kultur der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts richtig erkannt [3]).

Es sind nun aber offenbar nicht sämtliche Funde damals an die genannte Sammlung gelangt, wie aus Folgendem zu erschließen ist. Zwischen 1924 und 1926 hat das n.ö. Landesmuseum in Wien durch meine Vermittlung eine kleine Sammlung urgeschichtlicher Fundgegenstände vom n.ö. Oberrechnungsrat Rudolf Katschthaler in Mistelbach erworben, die aus dem Besitz dessen Vaters Karl Katschthaler stammte. Dieser war Weinbauinspektor in Niederösterreich gewesen und in dieser Eigenschaft viel im Weinviertel herumgekommen. Da er sich stets für urzeitliche Funde interessierte, hatte er im Laufe der Zeit auf seinen Dienstfahrten diverses Fundmaterial insbesondere aus den pol. Bezirken Mistelbach und Gänserndorf gesammelt. So befanden sich in seiner Sammlung u. a. auch zwei Tongefäße mit der Fundortbezeichnung „Baumgarten a. d. March", die zweifellos langobardisch sind und offenbar aus dem von Szombathy veröffentlichten Gräberfunden des Jahres 1908 stammen. Sie tragen heute die Inventarnummern 3415 und 3416 der Sammlung des n.ö. Landesmuseums und sollen nun hier der Forschung zugänglich gemacht werden [4]).

3415. Weitmündiges bauchiges Schalengefäß, freihändig aus braunem, feinem Ton geformt, oberflächlich mit feinem Schlickerüberzug versehen. Die Halspartie ist leicht eingezogen, der Rand etwas auswärts geschwungen. Der Bauchoberteil ist durch 46 schräggestellte, seicht eingedrückte Furchen verziert. H. 14.5, Mdg. 14.9, Stfl. 10, Bw. 18.3 cm (Abb. 1, links).

3416. Bauchiger Topf aus dünnwandigem, grauem bis rötlichem, gut und hart gebranntem Ton freihändig hergestellt. Oberfläche mit feinem Schlicker überzogen, der stellenweise abgebröckelt ist. Über der gut ausgeprägten Standfläche ist die Wand leicht eingezogen und steigt zur Bauchung auf. Der Hals ist einwärts geschwungen, der Rand leicht nach außen gebogen. Auf der Bauchoberseite eng beisammenstehende, leicht eingedrückte Schrägfurchen, die den Eindruck von Kannelur erwecken. H. 13, Mdg. 13, Stfl. 7, Bw. 15.7 cm (Abb. 1, rechts).



Abb. 1. Baumgarten an der March, N.-Ö. Langobardische Keramik.

Die beiden Gefäße ähneln in Aufbau, Machart und Ton den von Szombathy Abb. 3, Nr. 1, 2 und 7 wiedergegebenen vom selben Fundort. Ihr Typus entspricht voll und ganz den schalenartigen und weitmündigen Töpfen, die wir aus unseren und anderen Gebieten in langobardischen Gräberfeldern insbesondere aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts kennen [5]).

Herbert Mitscha-Märheim.

Anmerkungen.

[1]) J. Szombathy, Frühmittelalterliche Gräber bei Baumgarten an der March (Niederösterreich), WPZ., 12., 1925, S. 29—36.

[2]) E. Beninger, Der westgotisch-alanische Zug nach Mitteleuropa, Mannus-Bibliothek Nr. 51, 1931, S. 98 ff.

[3]) E. Beninger, Germanenzeit in Niederösterreich, Wien 1934, S. 102 ff.

[4]) Ich danke dem Leiter der prähistorischen Sammlung dieses Institutes, Dr. Franz Hampl, herzlich für die Erlaubnis, die beiden Gefäße hier veröffentlichen zu dürfen.

[5]) E. Beninger, Die Langobarden an der March und Donau, in Reinerth, Die Vorgeschichte der deutschen Stämme, S. 830 ff. — G. Körner, Die südelbischen Langobarden zur Völkerwanderungszeit, Veröff. d. urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover 4., 1938.

Adolf Hild †

Am 18. Feb. 1954 starb in Bregenz der emeritierte Direktor des Vorarlberger Landesmuseums Adolf H i l d im 71. Lebensjahr. Mit ihm verliert nicht nur Vorarlberg, sondern die gesamte österreichisch-süddeutsche Urgeschichtsforschung einen ihrer markantesten Vertreter der älteren Generation. E. Vonbank hat im Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseums 1952, S. 24 ff., die hohen Verdienste geschildert, die sich der Verstorbene durch seine langjährige Tätigkeit am Museum und im gesamten Forschungsbereich westlich des Arlberg erworben hat. Was A. Hild da leisten durfte, wird für die Zukunft erhalten bleiben. Aber dem Vergessen anheim fallen wird es, wenn wir es nicht eigens aussprechen, daß mit A. Hild ein Mann von vornehmstem Format, von Lauterkeit und Frohsinn, von Freundschaft und Treue gestorben ist, ein Mann, den wir Jüngeren gerne „Vater Hild" nannten. Wer das Glück hatte, sich seiner Freundschaft erfreuen zu dürfen, der wird ermessen, daß Hild's Heimgang eine Lücke offen läßt, die nie mehr geschlossen wird. Denn Männer seiner Art sind uns selten geschenkt!

Richard P i t t i o n i.

Besprechungen.

Durch die günstige Entwicklung, die ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA dank der fördernden Anteilnahme des Bundesministeriums für Unterricht, des Verlages F. Deuticke und der Öffentlichkeit nehmen durfte, wird es nun der Schriftleitung möglich, von Heft 14 an auch einen Besprechungsteil zu veröffentlichen. Wir erlauben uns darauf aufmerksam zu machen, daß alle besprochenen Neuerscheinungen in der Bibliothek des Urgeschichtlichen Institutes eingesehen werden können.

FESTSCHRIFT DES RÖMISCH-GERMANISCHEN ZENTRALMUSEUMS IN MAINZ zur Feier seines hundertjährigen Bestehens 1952. 4°, Band I mit 73 Seiten, 8 Tafeln und zahlreichen Textabbildungen, Band II mit 108 Seiten, 26 Tafeln und zahlreichen Textabbildungen, Band III mit 200 Seiten, 17 Tafeln, 1 Faltkarte und zahlreichen Textabbildungen. Verlag des Röm.-Germ. Zentralmuseums, Mainz 1952, 1953.

Für das RG.ZM. ist es bereits eine Tradition geworden, seine Bestandsfeiern durch Festschriften einen weithin sichtbaren und nachhaltigen Ausdruck zu verleihen. Die drei Bände, die nun in glänzender Ausgestaltung vorliegen, übertreffen die vorangegangenen Erscheinungen an Inhalt und wissenschaftlicher Bedeutung. An Arbeiten urgeschichtlicher Orientierung sind zu nennen: F. Kutsch, Acheuléenfaustkeil aus den Mosbacher Sanden (I., S. 54 ff.), G. von Merhart, Studien über einige Gattungen von Bronzegefäßen (II., S. 1 ff.), E. Sprockhoff, Methodisches (II., S. 86 ff.), W. A. von Brunn, Frühe soziale Schichtungen im nordischen Kreis und bei den Germanen (III., S. 13 ff.), H. Knöll, Zum Frühneolithikum des Nordens (III., S. 29 ff.), W. Jorns, Eine jungbronzezeitliche Siedlung in Rötha-Geschwitz bei Leipzig (III., S. 57 ff.), V. Toepfer, Ein Brennofen aus der Spätlatènezeit von Ermlitz-Oberthau im Kreise Merseburg (III., S. 72 ff.), F. M. Junghanns, Naturräumliche Bedingungen des Paläolithikums in Mitteleuropa (III., S. 88 ff.), Ch. Peschek, Die Besiedlung des Wiener Beckens zur frühen Eisenzeit und die natürlichen Gegebenheiten der Landschaft (III., S. 102 ff.), H. Schermer, Ein Beitrag zur Kreisgrabenfrage in Süd- und Südwestdeutschland (III., S. 139 ff.) und U. Fischer, Über Nachbestattungen im Neolithikum von Sachsen-Thüringen (III., S. 161 ff.). Wie man sieht, spannt sich die publizistische Tätigkeit von der Fundveröffentlichung über die Untersuchung weiträumiger Zusammenhänge bis zur theoretischen Auseinandersetzung. Von internationaler, methodischer und erkenntnistheoretischer Bedeutung ist von den genannten Beiträgen die weitausholende Untersuchung von G. v. Merhart, über die man nicht referieren kann, sondern die man eben gelesen haben muß. Beachtenswert sind auch die Ausführungen von W. A. v. Brunn, die die in der letzten Zeit immer stärker sich bemerkbar machende Tendenz zu einer geisteswissenschaftlichen Durchdringung der Urgeschichte erkennen lassen; eine Arbeit, die als Anregung zu weiteren Diskussionen wertvolle Hinweise gibt. Die übrigen Beiträge behandeln Einzelprobleme der Forschung, die sie mit großem Interesse zur Kenntnis nehmen wird. Alles in allem eine Publikation, die die modernen Anliegen der deutschen Urgeschichtsforschung eindrucksvoll darlegt. Dafür sind wir auch dem RG.ZM. zu Dank verpflichtet.

Richard Pittioni.

INVENTARIA ARCHAEOLOGICA, Corpus des ensembles archéologiques. Fascicule 1: M.-E. Mariën, Ages des métaux, Belgique. Fiches B^1—B^{10}. Lex.-8°. 4 Seiten Text und 12 Tafeln. Verlag de Sikkel, Antwerpen 1953.

M.-E. Mariën, der Schriftleiter und Autor des ersten Heftes der IA., ging bei der Gründung der Reihe von dem Gedanken aus, daß eine Fülle wertvollen Fundstoffes in Zeitschriften verstreut der Forschung kaum greifbar ist. Um solches Material benutzbar zu machen, entschloß sich M.-E. Mariën zur Herausgabe einer Inventarpublikation, der der Internationale Kongreß für Ur- und Frühgeschichte seine Autorität zur Verfügung stellte. Damit war auch die Absicht verbunden, eine auf möglichst breiter Basis aufgebaute Zusammenarbeit zu erzielen. Wie weit sie sich realisieren lassen wird, kann erst nach einigen Jahren beurteilt werden. Für das Unternehmen förderlich wird es sein, wenn sich M.-E. Mariën entschließen wird, seine IA. nicht allein dem schon veröffentlichten Material zu widmen, sondern auch chronologisch und kulturgeschichtlich wertvollen neuen Fundstoff so umfassend als möglich in seine Reihe aufzunehmen. Das in Vorbereitung befindliche und von F. Scheibenreiter zusammengestellte 1. Heft mit österreichischem Fundgut wird diesem Gesichtspunkt Rechnung tragen. Jedenfalls ist das vom Verlag de Sikkel geförderte Unternehmen bestens zu begrüßen und es ist außerdem zu hoffen, daß durch eine entsprechend rege Anteilnahme der gesamten Forschung die Basis für eine umfassende Weiterführung gegeben wird. Richard Pittioni.

A. SESTINI, G. NEGRI, U. CALZONI, BELVERDE I (Premessa, l'ambiente naturale, topografia e scavi). Quaderni di Studi Etruschi, Serie 1, Recerche preistoriche in Etruria, Quaderno 1 (Le stazione preistoriche della Montagna di Cetona). gr.-8°, 57 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text, Verlag Leo S. Olschki, Florenz 1954.

Mit dem vorliegenden Quaderno 1 beginnt das Florentiner Institut eine neue, ausschließlich urgeschichtlichen Fragen gewidmete Publikationsreihe. Angeregt durch die vertiefte Einsicht in die genetischen Probleme um die etruskische Kultur war das Institut bereits 1927 daran gegangen, den Fragen der mittelitalienischen Bronzezeit nachzuforschen und sich für die Höhensiedlung im Bereiche des Monte Cetona bei Belverde (südlich von Chiusi) zu interessieren. Die hier von 1927 bis 1940 durchgeführten Grabungen ergaben ein überaus reiches Material, das nun in den Quaderni eingehend behandelt werden soll. Das erste Heft enthält eine Darstellung der Landschaft (A. Sestini) und der Vegetation (G. Negri) sowie eine allgemeine Orientierung über das Grabungsgelände und die einzelnen Fundstellen (U. Calzoni). Die schon jetzt abgebildeten Proben aus dem urgeschichtlichen Fundstoff lassen die weiteren Hefte der Veröffentlichung mit größter Spannung erwarten. A. Minto und seinen Mitarbeitern ist für den initiativen Vorstoß in eine noch kaum erforschte Periode apenninischer Urgeschichte ebenso zu danken wie dem Verlag, der sich der Realisierung eines bedeutenden wissenschaftlichen Unternehmens in so schöner Form angenommen hat. Von der eben begonnenen Veröffentlichungsreihe erhoffen wir uns weitreichende Anregungen für die gesamte Urgeschichtsforschung im italienischen Raum. Richard Pittioni.

R. WYSS, BEITRÄGE ZUR TYPOLOGIE DER PALÄOLITHISCH-MESOLITHISCHEN ÜBERGANGSFORMEN IM SCHWEIZERISCHEN MITTELLAND, mit besonderer Berücksichtigung der Freilandstation Fürsteiner. Schriften des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Heft 9, 8°, 124 Seiten mit 1 Tafel und 76 Abbildungen im Text. Verlag des Institutes, Basel 1953.

Die Schrift von R. Wyss ist ohne Zweifel ein Gewinn. Denn es ist das erste Mal, daß ein zentralmitteleuropäisches kleingerätiges Mesolithikum einer eingehenden typologischen Untersuchung unterzogen wurde. Der Verf. verwendet dabei ein Gliederungssystem nach Grund-

formen (wie Kratzer, Stichel, Messerchen, Klingen) und nach Typen, die als Veränderungen der Grundform anzusprechen sind. Bei ihnen kommt ein Einteilungsschema zur Anwendung, das uns mit Rücksicht auf seine individuelle Eigenart als nicht immer glücklich gewählt erscheint. So beispielsweise, wenn R. Wyss die Kratzertypen 1 und 2 nach ihrem Querschnitt (dreieckig oder trapezförmig) trennt, der seinerseits doch rein technologisch bedingt ist. Das Gleiche gilt auch für die aus Nukleuskappen hergestellten Kratzer. Ad vocem Kratzer wäre übrigens zu betonen, daß die vom Verf. verwendete und auf H. G. Bandi zurückgehende Umschreibung dieses Begriffes der Werkzeugverwendung nicht entsprechend ist. Denn sämtliche aus Abschlägen hergestellten Geräte mit einer Glättkante sind als Schaber zu bezeichnen. Eine Berufung auf frz. racloir und grattoir als Grundlage für eine Trennung in Kratzer und Schaber ist nicht zutreffend, da beide Worte mit dem Begriff des Schabens verbunden sind. Einmal in der Literatur eingeführte, dem deutschen Sprachgebrauch und der tatsächlichen Verwendung der Geräte jedoch widersprechende Bezeichnungen sollten eigentlich nicht mehr verwendet werden. Als Ergebnis der eingehenden typologischen Untersuchung ist festzuhalten, daß für das Steingerätinventar vom Fürsteiner eine engere Beziehung zum späten Magdalénien angenommen werden darf, was an sich durchaus nicht überraschend ist. Die von R. Wyss im Anschluß an die Materialdiskussion gebrachten Bemerkungen über einen angeblichen Osteinfluß sind ohne nähere Begründung unverständlich und hätten daher eher unterbleiben können. Richard Pittioni.

K. GERHARDT, DIE GLOCKENBECHERLEUTE IN MITTEL- UND WESTDEUTSCHLAND, ein Beitrag zur Paläanthropologie Eurafrikas. Gr.-8°. 212 Seiten mit 234 Abb. auf 13 Tafeln und 8 Tabellen. E. Schweizerbarth'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1953.

Über den fachanthropologischen Inhalt dieses Buches wird von zuständiger Seite Stellung genommen werden. Der Urgeschichte obliegt es jedoch, ihre Freude darüber zu äußern, daß einmal an Hand eines umfangreichen Fundgutes der Versuch gewagt wurde, urgeschichtliches und paläanthropologisches Quellenmaterial nebeneinander zu stellen. Die Ergebnisse, die der Verf. bei dieser mühevollen Kleinarbeit zu erreichen vermochte, sind eingehender Beachtung wert. Kann er doch zeigen, daß der planoccipitale Steilkopf als eine führende Leitform des Glockenbecherelementes anzusprechen ist und daß darüber hinaus der Gesamtbestand an Skelettresten ein gut ausgeprägtes Rassengemenge erkennen läßt. Die Erklärungen, die der Verf. für diese der Urgeschichtsforschung willkommene Feststellung gibt, sind bedeutungsvoll, besonders unter dem Hinweis darauf, daß der planoccipitale Steilkopf bei den Männern fünfmal so oft vertreten ist als bei den Frauen. Das scheint uns eine Stütze für die Auffassung zu sein, wonach die Expansion der Glockenbecherkultur auf eine im wesentlichen von Männern getragene Wanderung zurückzuführen ist. Daß dieses Rassengemenge in dem vom Verf. untersuchten Bereich selbst entstanden ist, bedarf bei entsprechender Würdigung der urgeschichtlichen Befunde wohl kaum einer besonderen Erläuterung. Hierfür hat speziell der süddeutsch-österreichische Raum schon genügend Beweismaterial geliefert. Weniger geglückt scheinen uns die Ausführungen des Verf. über die Frage zu sein, ob der planoccipitale Steilkopf zu den Armeniden oder Dinariden zu zählen ist. Wenn er sich bei der Erörterung dieses Problems auf urgeschichtliche Interpretationen stützt, so mangelte ihm bei einer kritischen Würdigung dieser Seite des Problems die selbständige Stellungnahme zu dem Vorgebrachten. Soweit wir heute zu urteilen vermögen, liegen die kulturellen Verbindungen der Glockenbecherkultur im nordafrikanisch-mediterranen Bereich. Man wird deshalb auch für die Frage der körperlichen Gestaltung der Glockenbecherbevölkerung am ehesten in dieser Richtung suchen und daran denken dürfen, daß sich unabhängig voneinander da und dort ähnliche Menschenformen bildeten, die skelettmäßig keine oder kaum nennenswerte Unterschiede aufzuweisen haben. In seiner Gesamtheit ist das Buch eine wesentliche Bereicherung unserer paläanthropologischen Kenntnisse. Wie würden wünschen, daß der Verf. seine Studien auf das Gesamtgebiet der Glockenbecherkultur auszudehnen vermag. Richard Pittioni.

F. E. ZEUNER, DATING THE PAST, an introduction to geochronology. 3. Aufl., 8°, 495 Seiten mit 24 Tafeln und 103 Abbildungen im Text. Verlag Methuen & Co. Ltd., London 1952.

In rascher Aufeinanderfolge ist nun auch die dritte Auflage dieses grundlegenden Werkes erschienen. Es hat eine so hohe Anerkennung gefunden, daß man sich die moderne Paläolithforschung ohne „Zeuner" nicht mehr vorstellen kann; er ist bereits ein Begriff geworden. Gegenüber der 2. Auflage hat sich im Grundstock des Werkes nicht viel geändert, nur dort, wo die Forschung beträchtliche Fortschritte erzielen konnte, sind textliche Erweiterungen eingefügt worden. Die wichtigste davon betrifft eine eingehendere Darstellung der C^{14}-Methode mit der Wiedergabe einiger wichtiger Radiokarbondaten. Beachtenswert dabei sind die guten Ergebnisse für die absolutchronologische Fixierung der Allerödschwankung sowie das noch nicht allgemein bekannte Datum von 6707 ± 320 für das früheste Qalat Jarmo-Keramikum. Mehr als bei der zweiten Auflage ist der Appendix heranzuziehen, da hier die Forschungsergebnisse kritisch verarbeitet sind, so beispielsweise die Diskussion um die Milankovich-Theorie und um die Gliederung des jüngeren Lößes, wobei auch die Ergebnisse der österr. Forschung berücksichtigt sind. Nicht näher eingegangen ist F. E. Zeuner auch diesmal auf das Problem des postglazialen Klimaoptimums und seiner Bedeutung für die Anfänge des Bodenbaues. Dafür hat die Bibliographie wichtige Ergänzungen erfahren; einige Zitate sind allerdings durch Druckfehler etwas verändert. Im Appendix soll es S. 410 richtig Kamegg statt Kemmegg heißen. — Schließlich noch eine Anregung: ohne Zweifel würde es die gesamte Forschung dankbar begrüßen, wenn F. E. Zeuner sich der Mühe unterziehen würde, unabhängig von der Vorbereitung weiterer ergänzter Auflagen seines Buches alljährlich über die wichtigsten Fortschritte auf dem Gesamtgebiet der Geochronologie zu referieren. Ein solches Sammelreferat hätte den Vorteil, daß man verhältnismäßig schnell über den letzten Stand der Forschung informiert werden würde. Richard Pittioni.

A. J. H. GOODWIN, METHOD IN PREHISTORY, an introduction to the discipline of prehistoric archaeology with special reference to South African conditions. Kl.-8°, Handbook Series No. 1, 2. Aufl., 184 Seiten mit 15 Abbildungen im Text und einer Titeltafel. The South African Archaeological Society, Cape 1953.

Das vorliegende Buch ist eine Mischung von theoretischen Überlegungen und praktischen Hinweisen, daher keine Methode in dem Sinne, daß eine systematische Darstellung des Forschungsgebietes der Urgeschichte versucht wurde. Der Titel ist daher vielleicht nicht ganz zu dem Buch passend, obwohl mannigfache Ansätze für eine systematische Durchdringung des Quellengutes gemacht werden. Für die Praxis in Südafrika geschrieben ist die gesamte Darstellung auch für den europäischen Forscher wertvoll und aufschlußreich. Denn er wird nicht allein mit den lokalen Problemen der südafrikanischen Steinzeitforschung vertraut, sondern er erfährt auch viel Wissens- und Beachtenswertes im einzelnen. Dazu gehören u. a. die Beschreibung der verschiedenen Steinbearbeitungstechniken von der Pebble-Formung aufwärts, die Beurteilung der steinzeitlichen Kulturformen ihrer erscheinungsmäßigen und genetischen Stellung nach, die Kennzeichnung der lokalen Arten von Fundstellen und die mit ihnen zusammenhängenden Probleme ihrer Erforschung. In die von den südafrikanischen Kollegen angewandte Präparationstechnik erhält man ebenso Einblick wie in die Behandlung der Petroglyphen und Felsbilder für Photographie und Nachbildung. Der Verfasser schreibt gleich Sir M. Wheeler aus einer jahrzehntelangen Erfahrung. Die Notwendigkeit einer zweiten Auflage seines Buches zeigt, wie wichtig es für die Landesforschung wurde. Doch auch wir, die in einem anderen Gebiet arbeiten, sind für alle Hinweise und Belehrungen dankbar. Denn die weltumspannende Weite der Urgeschichtsforschung kennt keine Grenzen und was in Südafrika erprobt wurde, kann einmal auch bei uns angewendet werden, wenn es die Notwendigkeit ergibt. Darum sei nicht verabsäumt, das Buch allen in der praktischen Denkmalpflege stehenden Kollegen besonders zu empfehlen. Richard Pittioni.

L. V. GRIMSELL, THE ANCIENT BURIAL-MOUNDS OF ENGLAND, 2. Aufl., Kl.-8°, 278 Seiten mit 24 Tafeln und 12 Abbildungen im Text. Methuen & Co. Ltd., London 1953.

Das Buch besitzt zahlreiche Vorzüge. Um nur die wichtigsten zu nennen: erstens gibt es einen ausgezeichneten Überblick über die für die verschiedenen Arten der Grabhügel gebrauchte Terminologie, zweitens bringt es eine eingehende und klare Beschreibung der einzelnen Grabhügelformen, drittens eine gute Übersicht über die geographische Verbreitung dieser Formen, viertens werden die einzelnen Grabhügelarten zeitlich und kulturell gegliedert, fünftens erfolgt eine kurze, aber prägnante Beschreibung des Bestattungsbrauches vom Keramikum aufwärts bis zur Wikingerzeit, sechstens wird den für die Errichtung der Grabhügel notwendigen technischen Vorgängen eingehende Aufmerksamkeit gewidmet und siebtens wird auch dem mit den Tumuli vergesellschafteten Namensgut Beachtung geschenkt. Die mit den genannten Fragen befaßten Kapitel sind voll von klugen Bemerkungen, aus denen wie aus vielen anderen Worten die Erfahrung des langjährigen Praktikers spricht. Besonders erfreulich ist auch jener Abschnitt, der sich mit der Bedeutung der Grabhügel für das Volksleben beschäftigt. Den Feldforscher werden die Anleitungen für die Geländearbeit fesseln, während den mit Einzelproblemen beschäftigten Theoretiker die genaue Beschreibung der einzelnen Denkmäler besonders willkommen sein wird. Insgesamt eine Arbeit, über die man nur reine Freude haben kann.

Richard Pittioni.

O. TSCHUMI, URGESCHICHTE DES KANTONS BERN (Alter Kantonsteil). Einführung und Fundstatistik bis 1950. 4°, 415 Seiten mit 120 Tafeln, 7 Karten und 112 Abbildungen im Text, Verlag Hans Huber, Bern und Stuttgart 1953.

Die an regionalen Übersichten keineswegs arme Schweizerische Urgeschichtsliteratur erfährt mit dem vorliegenden Werke eine weitere Bereicherung von berufenster Hand. Eine Zusammenstellung aller ur-, römer- und völkerwanderungszeitlichen Funde des Kantons Bern, mit Ausnahme des Jura, bildet den Hauptteil des Werkes. Gegliedert nach politischen Gemeinden und innerhalb dieser wiederum nach Epochen, werden die einzelnen Fundstellen und Funde angeführt und knapp beschrieben. Weitgehende Zitation der Originalliteratur ermöglicht die Verwendung der Arbeit als Quellenapparat. Erfreulich und allgemeiner Nachahmung empfehlenswert ist die genaue Fixierung der Fundstellen mittels km-Koordinaten auf der neuen schweizerischen Landeskarte 1 : 50.000. Zahlreiche ausgezeichnete Strichzeichnungen und Lokalpläne beleben nicht nur die wesensbedingte trockene Sachlichkeit einer Fundstatistik, sondern machen die Arbeit auch für den Ausländer zu einem willkommenen Nachschlagewerk. Dies trifft naturgemäß in noch stärkerem Maße für die zahlreichen, ausgezeichneten Kunstdrucktafeln zu, die die Gewohnheit durchbrechend hier an den Beginn der Arbeit gestellt wurden. Vielleicht wäre die Zusammenstellung der Tafeln nach chronologischen Gesichtspunkten anschaulicher gewesen als die, allerdings auch nicht konsequent durchgeführte, Anordnung in alphabetischer Reihe der Fundorte. Das Wechseln des Einteilungsprinzips von politischer Gemeinde und Lokalbezeichnung sowie die nicht einheitliche Beschriftung der Tafeln nach Zeit und Type erschweren dem lokal nicht eingearbeiteten Leser die Benützung der Tafeln. Einige, nach nicht erkennbaren Prinzipien ausgewählte Übersichtskarten bilden eine zusätzliche Ergänzung. Vorangestellt ist eine, offenbar für den fachlich nicht versierten Leser gedachte Einleitung, die kursorisch die einzelnen Epochen der Ur- und Frühzeit behandelt. Die Auswahl des hier Gebotenen sucht zwischen allweltlichen Gesamtergebnissen und heimatlichen Lokalerscheinungen die Mitte zu halten, ein Vorgang, der zweifelsohne gewisse Schwierigkeiten in sich birgt. — Das Werk stellt in seinem Hauptteil, der Fundstatistik, eine erfreuliche und dankbar aufgenommene Vermehrung unserer Quellensammlung dar; auf lokaler Grundlage geschaffen, wird sie die Forschung über den ortsgebundenen Blickwinkel hinaus zur länderverbundenen Gesamtbetrachtung führen.

Fritz Felgenhauer.

SIR MORTIMER WHEELER, ARCHAEOLOGY FROM THE EARTH, 8°, 221 Seiten mit 23 Tafeln und 21 Abbildungen im Text. The Clarendon Press, Oxford 1954.

Keines der Bücher, das in den letzten Jahren zu diesem Thema erschienen ist, wurde mit so viel innerer Anteilnahme, man möchte fast sagen mit Ethos geschrieben wie dieses. Sir M. Wheeler ist einer der wenigen Ausgräber, die das Glück hatten, nicht allein in Europa, sondern auch in Übersee zu arbeiten und hier vor Aufgaben gestellt zu werden, die dem Strategen des Spatens zu einem glänzenden Sieg — aber auch zu einer vernichtenden Niederlage verhelfen können. Der Verfasser bringt in seinem Buch keinen systematischen Abriß der Grabungskunde, etwa mit einer Darstellung aller Aufschließungsmöglichkeiten von steinzeitlichen Höhlenstationen aufwärts bis zur mittelalterlichen Gebäudeuntersuchung, sondern er versucht in erster Linie die allgemein-theoretischen Voraussetzungen für eine systematische Geländeuntersuchung zu umreißen. Diesem Bemühen sind die Kapitel III—VIII mit allgemeinen Bemerkungen über chronologische und stratigraphische Probleme sowie über die wichtigsten Arbeitsvorgänge an Siedlungsstellen und Friedhöfen gewidmet — vorwiegend aber auf die in Indien gesammelten Erfahrungen bezogen. Die technisch-praktischen Fragen der Grabungskunde sind eingehend in den Kapiteln X—XV behandelt; an sie schließt sich noch ein kurzer Abschnitt über die Erstellung von Grabungspublikationen an. — Das Studium des Buches ist ein Vergnügen. Nicht allein deshalb, weil es viele wichtige Hinweise aus einer dreißigjährigen Praxis bringt, sondern weil es uns eindringen läßt in die Geheimnisse einer Disziplin, die ohne innere Anteilnahme des Forschers selbst zu einem seelenlosen Schemen wird. Niemand vor Sir M. Wheeler hat es so prägnant wie er ausgedrückt, daß wir nicht Objekte, sondern den Menschen in der Ganzheit seiner Erscheinung ausgraben. Der Aufruf zum richtigen Verstehen urgeschichtlich-archäologischer Geländearbeit ist vielleicht das erregendste Wort, das je über unsere Disziplin geschrieben wurde. Es ist aber auch das Gericht über jene, die selbst heute immer noch glauben, nur die Objekte wären erstrebenswert. Schade, daß dieses aufrüttelnde Buch bei uns nicht von jedermann gelesen werden kann; wir wüßten manche Adresse — auch von amtlichen Stellen —, an die es gerichtet wäre. Richard Pittioni.

R. LANTIER, LA VIE PRÉHISTORIQUE, 16°, 136 Seiten, Collection „Que sais-je?" No. 634. Presses Universitaires de France, Paris 1952.

Ähnlich der Sammlung Göschen bringt die Collection „Que sais-je?" kurze, allgemein verständliche Darstellungen einzelner Fachgebiete. Nach dem Titel des vorliegenden Büchleins würde man eine Einführung in die allgemein-urgeschichtlichen Probleme erwarten, doch handelt es sich um eine ziemlich eingehende Betrachtung des Lithikums, die etwa als kürzer gefaßter Parallelbericht zu dem umfangreichen, gemeinsam mit H. Breuil herausgegebenen Buche (Les hommes de la pierre ancienne, Paris 1951) zu bezeichnen ist. In der Auswahl des Stoffes zeigt sich insoferne eine gewisse Unausgeglichenheit, als gegenüber den allgemeinen, über Europa weit hinaus greifenden Bemerkungen in der Schilderung des lithischen Kulturgutes nur auf Europa Bezug genommen wird. Das hat jedoch den Vorteil, daß man eine Vorstellung von den Auffassungen der durch den Verf. führend vertretenen französischen Steinzeitforschung erhält und ihre derzeitige Meinung über verschiedene, noch weniger klar herausgearbeitete Probleme verfolgen kann. Das Büchlein ist daher nicht bloß für den interessierten Laien, sondern auch für den Fachmann von Bedeutung, der in ihm manche Anregungen für eine vertiefte Diskussion von Einzelfragen finden wird. Aus diesem Grunde möchten wir es auch allen Interessenten empfehlen. Richard Pittioni.